

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 12

Dezember 1932

Jahrgang IX



Leihgabe im
Breslauer Museum
der bildenden
Künste

Das Christuskind
Süddeutsch. 18. Jahrhundert

Schlesische Weihnachtssitten

Von Magistratsschulrat Wilhelm Schremmer

Im Auf und Ab des Jahreslaufes ist Weihnachten auch in der schlesischen Volkssitte das eigentümlichste und am reichsten gestaltete Fest. Ein ganzer Kranz volkstümlicher Anschauungen und Handlungen umgibt diese Tage und Nächte. Gerade die Nächte sind so geheimnisvoll, worauf das Wort ‚Weihnachten‘ schon allein hinweist.

Der Ursprung dieser eigentlich zwölf heiligen Nächte geht in graue Vorzeit zurück. Die Wintersonnenwende greift in das germanische Leben tief ein. Das Licht wird in heiligen Nächten neu geboren; die Götter schreiten über die Erde, wecken Keim und Wurzel zu neuem Wachstum. Freilich treiben sich auch die Unholden in der Welt umher, suchen dem hoffenden Menschen zu schaden. Die Neugeburt des Lichtes ist für unsere Vorväter ein Wunder, ein göttliches Walten, dem die Herzen aus der schrecklichen Wintersnot entgegenschlagen. Wir haben erst im Laufe der Jahrzehntausende gelernt, die Wintersnot erträglich zu gestalten. Für unsere germanischen Vorväter war die Zeit der Jahres- und Sonnenwende eine tief geheimnisvolle Zeit, in der die Seelen, denen man Opfer spendete, mit Wodan durch die Lüfte zogen. Wir werden in den schlesischen Sitten bald die Anklänge erkennen. Es werden z. B. in der heiligen Nacht noch Speisen in einer Schüssel für die wandernden Seelen bereitgestellt. Da Seelenscharen durch die Lüfte ziehen, entblößt mancher Alte seinen Kopf in den zwölf Nächten vom 24. Dezember bis 6. Januar, wenn er des Abends oder in der Nacht auf die Schwelle seines Hauses tritt. Eine alte Frau geht verkleidet umher und fragt am dämmernden Abend in den Häusern, ob die Kinder fleißig beten und singen. Diese Frau ist niemand anders als die Frau Holle. Der Hausvater sieht beim Essen am Heiligen Abend nach den Schatten seiner Familienglieder. Fehlt ein Kopf, stirbt jemand im folgenden Jahre. Die Zahl der Kerzen auf dem Christbaum darf nicht ungerade sein, der Baum darf nicht umfallen. Der Tod, das Unglück sind auch in der Zeit der Freude nahe! Denn die Totenscharen ziehen durch die Lüfte. Jahresanfang und Jahresende reichen sich auch in Freude und Glück die Hand. Wehe dem Herrn z. B., dessen Tiere in der heiligen Nacht zu klagen beginnen. Es wird ihnen doppelt Futter eingeschüttet, ja oft werden die Speisen vom Weihnachtstisch des Herrn mit darunter gemengt, wird das Lager mit reinem Stroh aufgeschüttet. Tiere fangen in diesen heiligen Stunden an zu reden wie die Menschen. Gar manchem Herrn ist um die Mitternachtszeit das Schicksal, ein baldiger Tod, von der Gottheit durch die Klage der Tiere besiegelt worden.

In dieser heiligen Nacht reihen sich Tier und Mensch als gleiche Schöpfungen in die Kette des Daseins, des Lebens. Es gibt keinen Unterschied mehr.

Noch heut bleibt mancher schlesische Weihnachtstisch bis Mitternacht gedeckt. Kein Bittender und Hungriger darf abgewiesen werden, sollte nicht für das ganze Haus Unheil heraufbeschworen werden. Darin stecken noch Erinnerungen an die umherziehenden armen Seelen. Wer weiß, ob nicht ein Gott selbst unter diesen Bittenden ist!

Ahnen und Weissagen liegen in diesen heiligen Nächten umschlossen. Blüht im Hause z. B. ein eingesteckter Kirschzweig auf, heiratet die Tochter des Hauses. In dieser Zeit werfen die heiratslustigen Mädchen in Schlesien Brotkrumen unter die Hühner:

Gackert der Hoahn, do setzt 's 'n Moan,
gackern die Henna, do war'n sie flenna.

Angebissene Äpfel werden unter das Kopfkissen gelegt. Der Liebste erscheint dann oft im Traum. Wie schon am Andreasabende werden Apfelschalen über den Kopf geworfen, wird über den Grenzzaun ins Dunkel gerufen, müssen Lichtlein in Nußschalen auf dem Wasser fahren . . .

Seit uralter Zeit ist es üblich, grüne Zweige als Segenspender in die Stube zu pflanzen. Aus solchem Brauch ist der Weihnachtsbaum entstanden.

Mannigfach sind die Sitten und Bräuche: wer beim Zerteilen des Apfels den Kern zerschneidet, weilt das letztmal unter den Fröhlichen, wessen Licht vor dem Eßsteller verlischt, verlischt auch im neuen Jahre.

Das Licht ist seit alther Sinnbild der Kraft und des Heiles. Wo viel Licht ist, werden auch viele böse Geister vertrieben. Es wird dann Abglanz des Lichtes, das der Heiland auf die Erde bringt. Je mehr Lichter auf dem Christbaume sind, desto besser ist es.

Der Christbaum wird in Schlesien gewöhnlich bei Tageslicht am 24. Dezember geputzt und die Stube danach fest abgeschlossen. Wenn das Christkind seine Gaben bringt, kann es auch durch verschlossene Türen eintreten und will von der Neugierde der Kinder nicht gestört sein.

Jedes schlesische Haus hat hier seinen eigenen Brauch, der oft von den Vorfahren übernommen und nach den besonderen räumlichen Bedingungen eingerichtet wurde. Hat eine schlesische Familie nur einen Wohnraum zur Verfügung, was leider nicht selten ist, wird auch Sitte und Brauch dadurch eingeengt.

Es muß auch immer hervorgehoben werden, daß unsere Vorväter mit der Mutter Erde noch viel inniger als heute verbunden waren, daß sie noch die Sprache der Nächte verstehen konnten. Der Großstadtmensch von heute ist dieser tiefen Naturverbundenheit entrückt; das grelle Licht der Großstädte vernichtet alle Geheimnisse und jeden Zauber. Das Dorf, die Kleinstadt kennen noch Geheimnisse; Sitte und Brauch wirken hier wurzelechter.

Doch kann sich niemand, auch in den großen Städten nicht, Sitte und Brauch entziehen. Er müßte sonst das eigene Leben aufgeben.

Der schlesische Bauer steckt zu dieser Zeit gern Getreidesamen in Töpfe und Kästen, um aus dem Keimen die zukünftige Ernte zu erraten. Der Mensch will die Zukunft erschließen. Auch der Tannenbaum ist eigentlich Wunsch und Hoffnung.

Oft werden auf dem schlesischen Lande noch die Häuser durchräuchert. Im Rauch steckt der beste Abwehrzauber. Die Hausfrau denkt heute nicht mehr daran, was den Vorfahren bewußter war. Den bösen Mächten darf auch zur Weihnachtszeit nicht getraut werden. An der Grenze eines neuen Jahres regen sich die Geister, die dem Menschen schaden oder helfen.

Alles Furchtbare ist jetzt, zum Teil mit einem tiefen Zug Humor, in den Nikolaus gesteckt worden. Eigentlich ist er der altdeutsche Winterwanderer. Wir erkennen das noch am Knotenstock, am umgebundenen Strohseil, am Pelz, an den Pelzstiefeln. Er wandert durch das Land und trägt die Rute in der Hand.

Viele christliche Züge sind gerade bei ihm verwebt worden: Er muß das feine Christkind durch den finsternen Tannenwald begleiten, muß in den schlesischen Weihnachtsspielen die Wiege schaukeln. Es ist dem deutschen Volksgemüt selbstverständlich, daß der Heiland im Morgenlande in einer echten, deutschen Holzwiege liegt.

Der alte ‚Jusuf‘ brummt wohl beim Kinderwiegen, aber er wiegt doch. Er schaut die Kinder immer finster an; er ist der unentbehrliche Spaßmacher und Poltrian, grob, grimmig und doch gutmütig. Das Christentum hat seine Grimmigkeit gemildert.

Die schlesischen Weihnachtsspiele gehörten einst zum schlesischen Weihnachtsfest. Heute treffen wir sie leider nur noch in den Bergen und in einzelnen Bezirken des flachen Landes an. Für Sitte und Brauch sind sie aufschlußreich. Im schlesischen Christkindspiel erzählt der gute Josef von den Kindern wenig Gutes: sie fluchen sogar, sie sind mit dem Mundwerk oben hinaus! Er bringt wirklich schlimme Kunde:

„Sie gehen schlafen und stehen auf,
so ist es allezeit ihr Brauch.
Wenn sie in die Schule gehen,
bleiben sie auf den Gassen stehen,
Blätter aus den Büchern reißen
und sie in finstre Winkel schmeißen,
ja, solche Possen treiben sie!“

Im Christkindspiel des Eulengebirges, das heute noch gespielt wird, schwingt Josef die Rute und stolpert über die Schwelle mit den Worten:

Holla, holla,
wär iech bale zur Türe reingefolla.
Hätte iech Ruß und Woan,
do käm iech reigefoahrn,
su hoab iech weder Woan und Ruß,
do kumm iech rei zu Fuß.

Dann folgt das seltene Zwiesgespräch zwischen dem sanften Engel und dem brummigen Josef. Der Engel bittet:

Ach Josef, lieber Josef mein, verschaff dem Kinde auch Herberglein.

Josef: Im Stolle sol die Harbarg sein.

Engel: Ach Josef, lieber Josef mein, verschaff dem Kind auch Bettelein.

Josef: Hei und Struh sulln die Bettla sein.

Engel: Ach Josef, lieber Josef mein, wiege mir nun das Kindelein.

Josef wiegt, brummt aber:

„Uff meine ala Tage no Kindla wiega,
iech kon meine ala Knucha salber kaum biega.
Hunni, hunni sausei,
schlo der Kotze a Puckel ei.“

Der altgermanische Winterwanderer und der christliche Josef sind in eine Person verschmolzen. Dieser Schreckliche läßt die Kinder beten, will sie alle in den mitgebrachten Sack stecken und teilt dann gemütlich seine Gaben aus. In den schlesischen Bergen wirft er auch kurzerhand unter Brummen und Schimpfen Nüsse und Äpfel in die Stube. Daß er mit lautem Klingeln erscheint, ist alter Brauch. In den zwölf Nächten werden durch Geschrei, durch Schellen, später auch durch Schüsse, die Hexen und Koblode vertrieben. Um den Brunnen wird das Strohseil gebunden, vor die Stalltür Hirse gestreut, den die Hexen erst zählen müssen . . .

Dieser Aberglaube mag seltsam erscheinen, ist aber aus dem Werden von Sitte und Brauch verständlich. Vom Aberglauben ist meist auch der Mensch nicht frei, der von ihm nichts wissen will.

Deutscher Geist hat jedenfalls die christliche Erzählung überall durchdrungen, selbst die Hirten werden im Weihnachtsspiel und bei der aufgestellten Weihnachtsskrippe Schäfer, die in unserer Heimat gut schlesisch sprechen.

Daß am Weihnachtsfest Geschenke ausgeteilt werden, geht auf den Glauben zurück, daß es dem gut geht, der am Anfang des Jahres die Fülle hat. Der Jahresanfang hat mehrfach gewechselt zwischen dem 25. Dezember, dem 1. und dem 6. Januar. Die Kirchenversammlung zu Köln im Jahre 1310 bestimmt noch für Deutschland Weihnachten am Jahresanfang. Die Römer hatten 153 v. Chr. zum ersten Male den 1. Januar als Jahresanfang bestimmt. Das Beschenken erfolgte zuerst Neujahr. Weihnachten hat vielfach Neujahrsbräuche auf sich gezogen. Manche Volkskundler wollen im Beschenken eine Art Abwehrmittel gegen Geister, besonders auch gegen Verstorbene, erkennen, die günstig gestimmt werden sollen.

Kinder scheinen erst seit der Reformationszeit beschenkt zu werden. Daß die Einbescherung auch in Schlesien anfangs nicht am Heiligen Abend, sondern am ersten Festtagmorgen erfolgte, wissen uns ältere Leute aus vielen Gegenden noch zu berichten.

Noch heute gibt es Gegenden in Deutschland, z. B. im Schwarzwald und in der Lüneburger Heide, die Kinder, Erwachsene, Dienstleute am Nikolaustag und zum Neujahr beschenken. Auf alten Volksglauben gehen auch die Weihnachtsspeisen zurück. Durch reichliches Essen, durch Mannigfaltigkeit, wird der Segen für das kommende Jahr gesichert. Als Weihnachtsspeisen beliebt sind Linsen, Erbsen, Fische, Mohnspeisen, Kraut, Klöße. Schweinefleisch, Schlesisches Himmelreich dürfen auf manchem Tisch nicht fehlen. Alles, was Keime neuen Lebens umschließt, wird bevorzugt. Das viele und abwechslungsreiche Essen sichert nicht nur einen guten Anfang, bedingt nicht nur körperliche Gesundheit. Je mehr Hirsekörner vom Schlesier am Heiligen Abend verspeist werden, desto mehr Goldstücke sind ihm sicher.

Nach dem Weihnachtsessen legt der Schlesier noch heute einen Pfennig und ein Stück Brot auf den Tisch. Mangel und Not werden dieser Familie fern bleiben. Denen sei es besonders gesagt, die das nicht wissen. Wir sehen, wie auch in den schlesischen Weihnachtsitten immer wieder folgende Triebe herrschend bleiben:

1. sich Segen zu sichern, 2. die Zukunft zu enthüllen, 3. die Übel abzuwehren.

Einzelne Gegenden in Schlesien haben ganz besondere Bräuche. In katholischen Teilen wird z. B. das ganze Haus noch mit Weihwasser besprengt. Anderswo wird das Haus noch ausgeräuchert, wird der Besen vor die Stalltür gerückt, wird ein Kirschbaumzweig zu Weihnachten ins Wasser gesteckt, damit er mit dem Beginne des neuen Jahres erblühe. Es ist hier nicht möglich, auch nicht notwendig, Verschiedenheiten nach den einzelnen Gegenden genau zu kennzeichnen. Nicht verwundern wird es uns, daß auch der Obstbäume gedacht wird. Reste vom Essen werden gerade unter die schlecht tragenden Bäume gestellt. Hierin liegt sicherlich noch eine Erinnerung an die altgermanische Geisterspeisung vor. Wieder an anderen Orten werden die Obstgärten mit Kuhglocken und Schreien umzogen, mit Strohschleifen umwunden, um die bösen Geister zu vertreiben. Sehr sorgfältig wird auch der Kehricht aus den Ecken zusammengefegt und aus dem Hause getragen, weil man glaubt, schädliche Geisterwesen damit zu entfernen.

Sehen wir am Schluß zu, wie etwa der schlesische Landmann, der treueste Hüter der Sitte, diesen Abend mit seiner Familie begeht.

Der Abend ist herangekommen. Der Bauer ist noch am Morgen in die Stadt gefahren, um das „Christkind“ zu besorgen. Er geht dann den Frauen aus dem Wege, die waschen und backen. Mit ihnen ist dann nicht zu spaßen! Die Speisen werden vorbereitet, die Zutaten richtig abgemessen und verteilt. In Oberschlesien wurde einst an diesem Morgen viel Hanf gemahlen und den Tag über gefastet. Der Opferschmaus unserer Altvorderen ist wohl einst ähnlich vorbereitet worden. Die Gedanken der Kinder sind schon auf den Abend gerichtet. Ihre Augen blicken sehnsüchtig in die Stube, da der Baum schon geschmückt bereit steht. Der Abend kommt langsam heran. Neben der Lampe brennen die Lichtlein der Kinder auf dem großen Holztische, auf dem gespeist wird.

Vor der Christnacht wird gegessen. Vor dem Essen waschen sich alle rein, der Hausherr spricht an diesem Tage das Gebet. Regelmäßig kehren vor dem Essen in jedem Jahre die Worte wieder: „Werden wir uns im nächsten Jahre zum Feste alle wiedersehen?“ Die Tischgesellschaft reicht sich die Hände. Der Hausherr sucht von jedem Familiengliede, auch von den Dienstleuten, den Schattenkopf an der Wand. Jeder lebt seinen Gedanken. Nur das Notwendige wird gesprochen. Viel reden schafft kein Heil!

Nun werden die Speisen aufgetragen, in Oberschlesien noch hin und wieder die alte Hanfsuppe. Es folgen Erbsen und Sauerkohl, oder Fisch mit polnischer Tunke, Mohnklöße, Backpflaumen. Später kommen Nüsse, Äpfel, Pfefferkuchen. Auch der Punsch ist gebräuchlich. In Mittel- und Niederschlesien folgt auf die Suppe Schweine- oder Räucherfleisch, Bratwurst, Schlesisches Himmelreich, Sauerkohl, Apfelmus. Dann wird von allen abkömmlichen Gliedern der Familie die Christandacht besucht.

Die Speisefolge und Speiseart ist in jedem Hause etwas verschieden. Haus und Hof dürfen während der Christandacht nicht allein gelassen werden. Immer wird das Essen reichlich auf den Tisch gebracht. Es muß etwas übrig bleiben. Dann ist im kommenden Jahr kein Nahrungsmangel.

Alle Bittenden werden in die Stube geführt und reichlich gespeist. Eine bittende Seele aus Haus und Hof zu weisen, brächte immer Unglück. Das Vieh ist vor dem Essen der Familie reichlich bedacht worden. Auf dem Tische brennen Kerzen. Einst wurde das Sätuch neben dem weiß gedeckten Tisch ausgebreitet und unter die Teller Stroh gelegt. In der blitzsauber gescheuerten Diele wird heute noch frisches Stroh ausgebreitet.

Nach dem Essen wird die Gegendür aufgetan, der Christbaum brennt. Die Einbescherung beginnt. Der Jubel der Kinder erklingt. Die Älteren und Alten wandeln auch zur Einbescherung. Es ist möglich, daß noch während derselben Stunde ein „Jusuf“ sein Wesen auf der Dorfstraße treibt. Fürchten sich die Kinder, so wird die Haustür verschlossen.

Die Familie bleibt an diesem Abend lange beieinander. Es werden noch Äpfel, Nüsse gegessen, noch Kaffee und Kuchen gereicht, noch Mohnklöße aufgetischt. Die Kinder sind vollauf mit ihren Geschenken beschäftigt. An ihrer Freude entzündet sich immer neu die Freude der Alten. Sie erinnern sich ihrer Jugendzeit und lassen die Gedanken rückwärts schweifen. Der Bäume wird auch gedacht. Es erschallen wohl noch Pistolenschüsse. Den Tieren wird Futter aufgeschüttet und oft Salz, Brot, Wacholder-, Ebereschenbeeren darunter gemischt.



dell' Antonio und Gerhard Schwarzer:
Maria von einer Anbetung des Christkinds

Zwei Kinderlieder

von
Josef Wagner

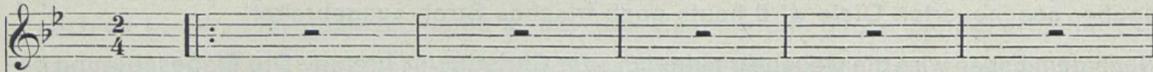
Op. 14 b

Texte von Kasus

Aufführungsrecht vorbehalten

I. Auf der Straße steht ein Pferd

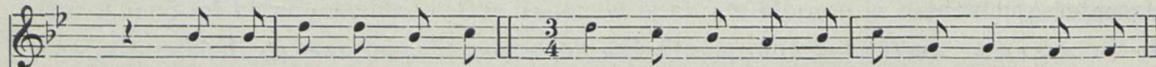
Gesang



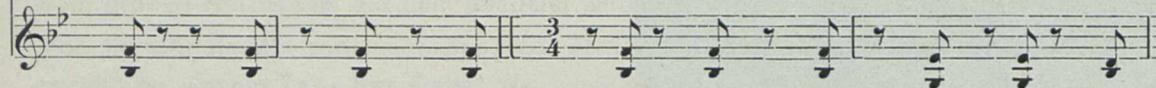
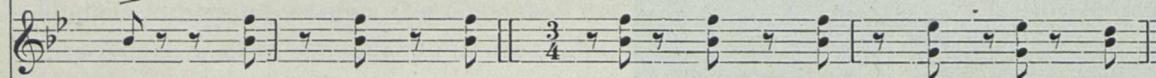
Klavier



(1. Kind)



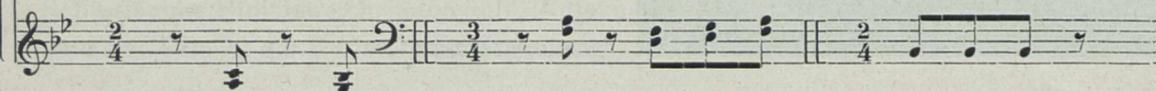
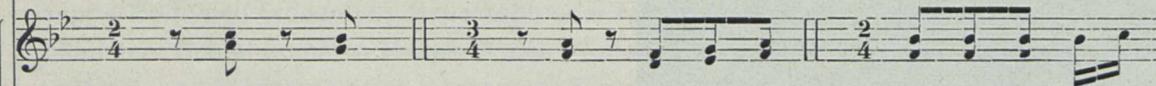
1. Auf der Stra - ße steht ein Pferd und hat ei - nen Sack um's Maul, und da
2. Auf dem Fel - de steht die Kuh, und sie kaut ge - mäch - lich Gras, fin - det
3. In dem Ho - fe kräht der Hahn, und er pickt und hat zu tun, schenkt ein
4. Ich nur flei - ßig, bis du satt, denn da wirst du gut ge - deihn, du wirst
5. Lie - ber Gott, ach hör mich an, ma - che doch, daß Tier und Kind im - mer



(2. Kind)



- steht und frißt der Gaul, bis der Kut - scher wei - ter - fährt. Auf dem
auch noch dies und das, und macht dann die Au - gen zu. In den
Bröck - chen auch dem Huhn, ja und das ist wohl - ge - tan. In dem
bald so kräf - tig sein wie der Rie - se Go - li - ath. Und ge -
satt und fröh - lich sind; denn da freut sich je - der - mann. Tra - la -



un - ten tief im Tin - ten - faß, paß nur auf und schau gut hin, sitzt das Tin - ten -

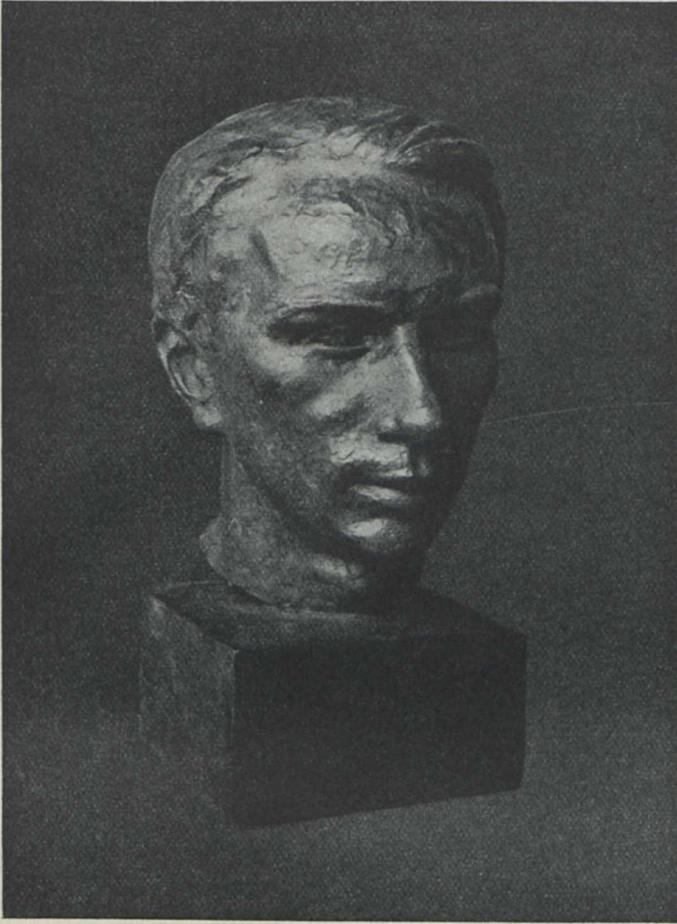
männ - chen drin, ja - wohl, und schläft sich eins... 8 Und bist du flei - Big, siehst du das.

drohend Doch ist auf dich nicht recht Ver - laß, *a tempo* dann siehst du e - ben

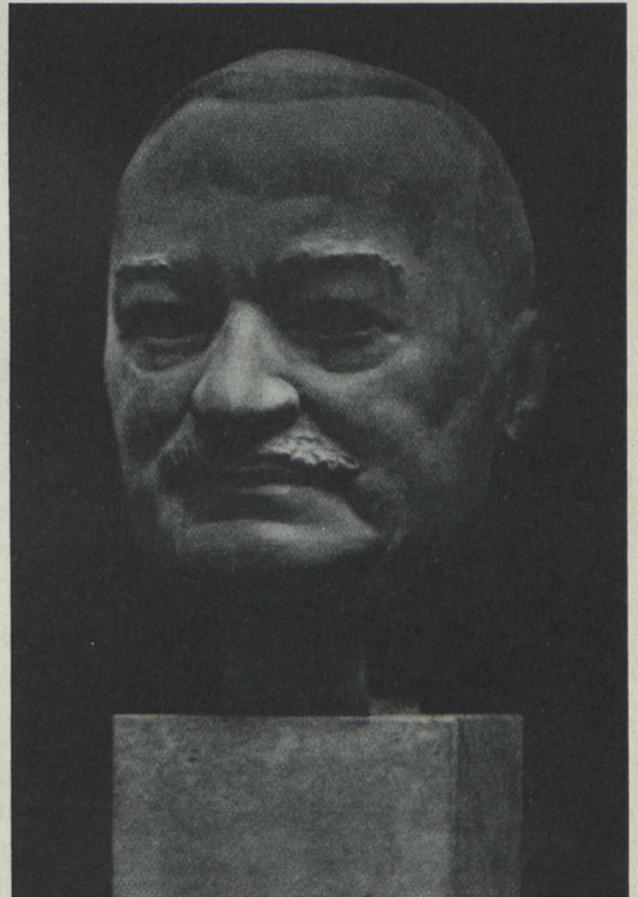
poco rit. *a tempo*

keins.

Schlesische Bildnis-Plastik



Martin Müller (Berlin):
Büste des Malers Willy Jäckel



Dorothea Schaper-Barthels:
Büste des Generaldirektors
Dr. Brennecke (Gleiwitz)

Der Untergang des freien beruflichen Geistesarbeiters in Deutschland

Von Emil Lange, Architekt (BDA.)

Die immer noch anhaltende deutsche Wirtschaftsnot beginnt in ihrem jetzigen Stadium wichtige Teile unseres produktiven Volkskörpers zu vernichten. Besonders gefährdet sind die freien geistigen Berufe, Wissenschaft, Technik, Kunst, die infolge ihrer besonderen wirtschaftlichen Schutzlosigkeit im allgemeinen Kampf um die Selbstbehauptung von den wirtschaftlichen Stärkeren zermalmt werden. Verschärft wird die Vernichtungsgefahr für den freien geistigen Arbeiter durch die in Deutschland üblich gewordenen Machtverhältnisse, bei denen Bevölkerungsschichten, die ihrer Art nach Minderheiten sind, weder als beachtenswerte Interessengruppen von der allgemeinen Öffentlichkeit, noch als wichtige Wählermassen von den politischen Parteien gewertet werden.

Im Gegensatz zu dieser Bedeutungslosigkeit in politischer Hinsicht ist der geistige Arbeiter aller Berufsstände (dem man auch die wirtschaftliche Blüte des vergangenen Deutschlands in erster Linie zu verdanken hat) für den zukünftigen Wiederaufbau unserer Wirtschaft, ganz gleich in welcher Form es geschieht, unentbehrlich. Die zwangsläufige Gestaltung unserer Wirtschaft nach dem Kriege (Produktion und Ausfuhr hochqualifizierter Fertigfabrikate) und die Tatsache, daß diese Produktionsart in Zukunft bei dem Verhältnis zwischen Rohstoffgewinnung und Bevölkerungszahl in Deutschland die einzige Möglichkeit zu einem erfolgreichen Wettbewerb auf dem Weltmarkt ist, und daß die wichtigste Voraussetzung hierfür die schöpferische und ordnerische Vorarbeit des geistigen Arbeiters immer war und ist, macht den deutschen geistigen Arbeiter zum wichtigsten Rüstzeug für unseren zukünftigen wirtschaftlichen Wiederaufbau, dessen Fehlen uns für Generationen jede Möglichkeit zur Selbstbehauptung im Weltwirtschaftskonzert nehmen würde, weil hier ein Ersatz zur gegebenen Zeit ebenso unmöglich ist wie der Ersatz der heut bereits zu einem großen Teil ausgestorbenen Qualitätshandarbeiter (ähnlich wie das Fehlen wissenschaftlicher und technisch erfahrener Köpfe die Durchführung des russischen wirtschaftlichen Fünfjahrplanes in Frage stellt).

Der deutsche geistige Arbeiter, um den uns die ganze Welt beneidet, ist für die Zukunft seines Volkes so wichtig wie der Generalstab und die schwere Waffe für ein kriegführendes Volk. Deutschland läßt diese unersetzliche Waffe aus mangelnder wirtschaftlicher Voraussicht verkommen.

Die heut arbeitende Vernichtungsmaschinerie gegen den geistigen Arbeiter wirkt sich mit einer tödlichen Gründlichkeit aus. Die private Wirtschaft hat bei ihrem eigenen Todeskampf kein Interesse an ihren eigenen Trümmern, zu denen der freie geistige Arbeiter gehört. Behörden und andere öffentliche Stellen haben mit Hintenanstellung der Kulturpflege ihr Inter-

esse an dem geistigen Arbeiter ebenfalls verloren, und in vielen Fällen sieht der freie geistige Arbeiter die verschiedenen Verwaltungsbehörden als mächtige schonungslose Konkurrenten (ich weise hier hin auf den Verzweiflungskampf der freien Architekten gegen den in sein eigenes Gebiet eindringenden beamteten Baufachmann).

Besonders mörderisch auf die Existenz des geistigen Arbeiters in den freien Berufen wirkt sich die heut geübte Steuerexekutive von Staat und Gemeinden aus, bei der auf die Tatsache der völligen Einkommenunsicherheit und die selbstverständliche Notwendigkeit einer kleinen Zukunftsreserve für die hoffnungslose Zukunft keine Rücksicht genommen wird. Die steuerliche Behandlung des freien geistigen Arbeiters (es trifft dies auch für den Handwerker und den Gewerbetreibenden zu) ist zur Zeit barbarisch. Hier ist wirtschaftliche Existenz, Heim und Brot für die Kinder, der Diktatur des Steuersekretärs und des Gerichtsvollziehers ausgeliefert, ohne daß den hiervon Betroffenen eine Abwehr möglich ist.

Es ist deshalb notwendig, daß zur Abwehr dieser außerordentlichen Vernichtungsgefahr etwas Entscheidendes geschieht. Es müssen gesetzgeberische Maßnahmen getroffen werden, die eine Zermalmung des geistigen Arbeiters in seinem privaten Existenzkampf verhüten. Steuerlich müssen weitgreifende Erleichterungen geschaffen werden, die der Eigenheit seiner Wirtschaftsmentalität Rechnung tragen. Was in dieser Hinsicht den maßgebenden Stellen für die Landwirtschaft notwendig erschien, gilt in erhöhter Bedeutung auch für den geistigen Arbeiter.

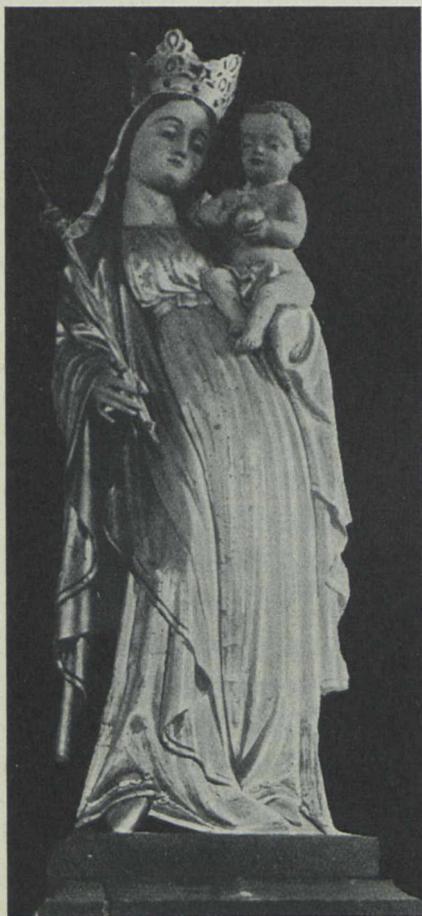
Es erscheinen folgende Maßnahmen notwendig:

1. Vollstreckußgsschutz bei Steuerschulden.
2. Amtliche Vermittlungsstelle zur Festsetzung von Teilzahlungen und zur Vermeidung von Pfändungen und deren Folgen bei privaten Schulden.
3. Eindeutige Anweisungen an Behörden zur Einschaltung des geistigen Arbeiters in geeignete Arbeitsgebiete.

Desgleichen an durch öffentliche Gelder gestützte gemeinnützige Unternehmen, insbesondere der Wohnungsbau- und Siedlungsgesellschaften, zur Übertragung von Arbeiten an die freien Berufe des Baugewerbes (Architekten, Ingenieure, Garten-techniker, Landwirte.

5. Öffentlicher Rechtsschutz für mittellose geistige Arbeiter in allen Existenzfragen, auch des Steuergebietes.

Die Verantwortlichen unseres Staates müssen sich vor Augen halten, daß die Vernichtung des deutschen Geistesarbeiters den endgültigen Zusammenbruch unserer geistigen und künstlerischen Kultur bedeutet und damit bei der innigen Verflechtung zwischen schöpferischer Kultur und Wirtschaft auch diese in einen unwiderruflichen Verfall geraten würde.



Maria mit Kind
Gotische Holzstatue aus der Kirche in Oberlangenu
(Kr. Habelschwerdt)

Eine Madonna mit Kind aus Oberlangenu

Von Dr. Erich Meyer

In dem stillen Dorfkirchlein in Oberlangenu (Kr. Habelschwerdt) befindet sich eine Darstellung der Madonna mit dem Kinde, an der die Forschung bis jetzt vorbeigegangen ist. Die Statue befindet sich an der linken Presbyteriumswand und mißt knapp einen Meter. Die Fassung, Silber für das Untergewand und Gold für den Überwurf, ist modern. Ebenso sind die Krone und das Szepter, das Maria pretiös mit zwei Fingern faßt, moderne Ergänzung.

In ausladender S-Kurve wächst der Körper Mariens auf. Das dicht unterhalb der Brust gegürtete Untergewand fällt in langen, nur knapp angegebenen Parallelfalten über den sich wölbenden Leib herab. Erst über dem linken Fuße setzt ein stärkerer Faltenzug an, der nach rechts abbiegt. Über der Gürtung schiebt sich das Gewand zu leichtem Gekräusel zusammen. Der Mantel legt sich beiderseits an den Körper, rechts von der das Szepter fassenden Hand emporgehoben und in einem zweiten Falle herabfließend. Ober- und Untergewand lassen

die mit spitzen Schuhen bekleideten Füße hervortreten und stauen sich am Boden kaum merklich. Der weich gerundete Kopf zeigt ein kleines, vorspringendes Kinn, einen sehr kleinen, geschwungenen Mund und eine edel geformte Nase. Die Augen sind tief eingeschnitten, mit halbgeschlossenen Lidern und flachgeschwungenen Augenbrauen. Die Stirn ist verhältnismäßig niedrig und wird von dem in der Mitte gescheitelten und rückwärts in weichen, offenen Strähnen über die Schultern herabrieselnden Haar gerahmt. Über das Haar legt sich ein gefälteltes, bis zu den Schultern herabreichendes Kopftuch. Auf der vom Überwurf verhüllten Linken sitzt das Kind. Zwischen die Beinchen des im übrigen unbekleideten Kindes schiebt sich ein Gewandzipfel, seine Blöße deckend. Die Hände umschließen die Weltkugel, die es sinnend betrachtet. Den Kopf umspielen Schneckenlöckchen, unter denen sich die Ohren halb verbergen.

Suchen wir nach verwandten Stücken, so scheint die sog. „Madonna mit dem Spatz“ in der Glatzer Pfarrkirche als Anregung gedient haben. Dafür spricht das Motiv des nur seitwärts sich anlegenden Überwurfes, der den Körper in ganzer Größe freigibt, und die Art, wie das Untergewand in langem, ungehemmtem Fall nach unten verläuft. Daraus soll nun keineswegs auf die gleiche Hand oder auch nur Werkstatt geschlossen werden, da die Unterschiede im Formalen und Ausdrucksmäßigem doch erheblich sind und die Qualität der Oberlangenauer Maria der Glatzer Statue überlegen ist. Dort, bei der Glatzer Madonna, eine Steifheit in der Haltung, besonders in der Art des Sitzens und auch in der Bildung der Gliedmaßen beim Kinde, eine Gezwungenheit, die nur durch die Leichtigkeit der Gewandbehandlung eine gewisse Milderung erfährt. Bei der Oberlangenauer Maria dagegen der lässig sich spannende Wuchs des für sich allein sprechenden Körpers. Man wird auch gegenüber dem weichen, idealisierenden Schönheitstypus des hier besprochenen Stückes manche rustikalen Züge bei der Glatzer Madonna nicht übersehen, so die sehr breit gezogenen Münder und vor allem bei dem Kinde die aufgestülpte Nase und die henkelförmig abgespreizten Ohren. Und wird im Ausdrucksmäßigen bei der „Madonna mit dem Spatz“ mehr auf repräsentative Haltung Wert gelegt, so prägt sich bei der Oberlangenauer stärker die Beziehung zwischen Mutter und Kind, gepaart mit einer gelassenen Anmut, aus. Die Frage, ob dieses Werk dem engeren Bezirk der Grafschaft entwachsen ist, oder ob man Import annehmen muß, wird sich erst an Hand weiteren Materials entscheiden lassen. Als Entstehungszeit wird man den Zeitraum von 1420—30 ansetzen dürfen.

NUR EINE KUH

Von Hans-Christoph Kaergel

Hans-Christoph Kaergel, dessen Schauspiel „Bauern unterm Hammer“ soeben mit großem Erfolge zur Aufführung kam, hat sich auch mit seinen Romanen und Novellen einen stetig wachsenden Leserkreis erworben. Wie die hier zum ersten Abdruck gelangende Erzählung erweist, liegt die Stärke des Dichters in seiner tiefen Verbundenheit mit Landschaft, Tierwelt und Bauerntum

Gestern ist ein Alpnecht heruntergekommen und hat einen schlimmen Bericht gebracht. Beim alten Gunz ist eine Kuh auf der Alpe brandig geworden. Sie muß herunter. Aber der Bauer Gunz ist alt. Ruppert Gopp, der von Wien von den Soldaten heimkam, der will ihm die Kuh holen. Er ist ihr zwar fremd, doch der Ruppert ist ein starker Mann. Er wird es schaffen. Es ist ein heißer Abend, aber die Luft schmeckt nicht nach bösem Wetter. Er kann es wagen. Vor Mitternacht ist er heroben. In fünf Stunden hat er es geschafft. Er kennt sich noch aus. Er ist den Alpweg als Kind gegangen. Er wird die Kuh holen und morgen früh wieder im Dorf sein. Es ist alles in der Ordnung. Einer hilft dem andern. Der alte Gunz wird ihm dafür die Sägen nachsehen und beim Holzen helfen.

Schon nach vier Stunden erkennt der Bauer Ruppert Gopp die Dächer der Saluver-Alpe. Es ist alles finster. Nur in der „Käserei“ ist ein Licht wach. Ruppert klopft an die Tür. Endlich wird sie von innen her aufgezogen. Ein bärtiger Senne steht dahinter und sagt „Grüß Gott“. Er erwartet, daß der Fremde eintritt. Es mag kommen und klopfen wer will, es wird ihm aufgetan, und er muß erst an den Tisch kommen, dort erst wird er nach seinem Begehre gefragt. Das kümmerliche Petroleumlicht fällt in den nachtdunklen Vorraum. Ein großer Kessel wird sichtbar und allerhand blanke Milchgeräte. Der Fußboden ist uneben und die tief-schwarze, festgetretene, lehmige Erde hat merkwürdige Löcher. Über eine hohe Schwelle kann Ruppert nur gebückt in die Sennstube kommen. Es ist niemand darin. Käsebottiche stehen dichtgedrängt an der Holzwand. Die abgewetzte Wand an den niedrigen Fenstern ist leer. Hier saß eben der Meisterhirt, der Wache hält, bis das Vieh hinausgetrieben wird. Ruppert läßt sich schwer auf die Bank fallen. Der Senne gibt ihm Zeit. Er schraubt an der Lampe herum und wartet, bis der andere anfangen wird. Ruppert beginnt:

„'s ist heiß heut.“

„Ja, mir scheint's, 's zieht was zusammen.“

„Die Bremsen sind schlecht gewesen.“

„Ja, heut sind sie toll.“

„Ich komme wegen des Berichts.“

„Holst' jetzt die Kuh?“

„Wohl, wohl!“

„Sie hat's nicht gar so arg. Wenn du den Viehdoktor gleich holst, bekommst du sie durch.“

„Gut, gut!“

„Aber schwer wirst's haben. Soll ich dir einen mitgeben?“

„Nein, nein, ich schaff's schon allein!“

„Schon, aber du brauchst nur was sagen! Wenn die Bremsen nicht wären, käme sie gut vorwärts. Aber die Bremsen auf das brennende Euter, das tut nicht gut. — Hier ist Milch! Du wirst Durst haben.“

„Vergelt's Gott, aber ich hab' noch Most bei mir!“

„Na, wie du willst, du hast noch Zeit.“

NUR EINE KUH

Von Hans-Christoph Kaergel

Hans-Christoph Kaergel, dessen Schauspiel „Bauern unterm Hammer“ soeben mit großem Erfolge zur Aufführung kam, hat sich auch mit seinen Romanen und Novellen einen stetig wachsenden Leserkreis erworben. Wie die hier zum ersten Abdruck gelangende Erzählung erweist, liegt die Stärke des Dichters in seiner tiefen Verbundenheit mit Landschaft, Tierwelt und Bauerntum

Gestern ist ein Alpknacht heruntergekommen und hat einen schlimmen Bericht gebracht. Beim alten Gunz ist eine Kuh auf der Alpe brandig geworden. Sie muß herunter. Aber der Bauer Gunz ist alt. Ruppert Gopp, der von Wien von den Soldaten heimkam, der will ihm die Kuh holen. Er ist ihr zwar fremd, doch der Ruppert ist ein starker Mann. Er wird es schaffen.

Es ist ein heißer Abend, aber die Luft schmeckt nicht nach bösem Wetter. Er kann es wagen. Vor Mitternacht ist er heroben. In fünf Stunden hat er es geschafft. Er kennt sich noch aus. Er ist den Alpweg als Kind gegangen. Er wird die Kuh holen und morgen früh wieder im Dorf sein. Es ist alles in der Ordnung. Einer hilft dem andern. Der alte Gunz wird ihm dafür die Sägen nachsehen und beim Holzen helfen.

Schon nach vier Stunden erkennt der Bauer Ruppert Gopp die Dächer der Saluver-Alpe. Es ist alles finster. Nur in der „Käserei“ ist ein Licht wach. Ruppert klopft an die Tür. Endlich wird sie von innen her aufgezogen. Ein bärtiger Senne steht dahinter und sagt „Grüß Gott“. Er erwartet, daß der Fremde eintritt. Es mag kommen und klopfen wer will, es wird ihm aufgetan, und er muß erst an den Tisch kommen, dort erst wird er nach seinem Begehrt gefragt. Das kümmerliche Petroleumlicht fällt in den nachtdunklen Vorraum. Ein großer Kessel wird sichtbar und allerhand blanke Milchgeräte. Der Fußboden ist uneben und die tief-schwarze, festgetretene, lehmige Erde hat merkwürdige Löcher. Über eine hohe Schwelle kann Ruppert nur gebückt in die Sennstube kommen. Es ist niemand darin. Käsebottiche stehen dichtgedrängt an der Holzwand. Die abgewetzte Wand an den niedrigen Fenstern ist leer. Hier saß eben der Meisterhirt, der Wache hält, bis das Vieh hinausgetrieben wird. Ruppert läßt sich schwer auf die Bank fallen. Der Senne gibt ihm Zeit. Er schraubt an der Lampe herum und wartet, bis der andere anfangen wird. Ruppert beginnt:

„'s ist heiß heut.“

„Ja, mir scheint's, 's zieht was zusammen.“

„Die Bremsen sind schlecht gewesen.“

„Ja, heut sind sie toll.“

„Ich komme wegen des Berichts.“

„Holst' jetzt die Kuh?“

„Wohl, wohl!“

„Sie hat's nicht gar so arg. Wenn du den Viehdoktor gleich holst, bekommst du sie durch.“

„Gut, gut!“

„Aber schwer wirst's haben. Soll ich dir einen mitgeben?“

„Nein, nein, ich schaff's schon allein!“

„Schon, aber du brauchst nur was sagen! Wenn die Bremsen nicht wären, käme sie gut vorwärts. Aber die Bremsen auf das brennende Euter, das tut nicht gut. — Hier ist Milch! Du wirst Durst haben.“

„Vergelt's Gott, aber ich hab' noch Most bei mir!“

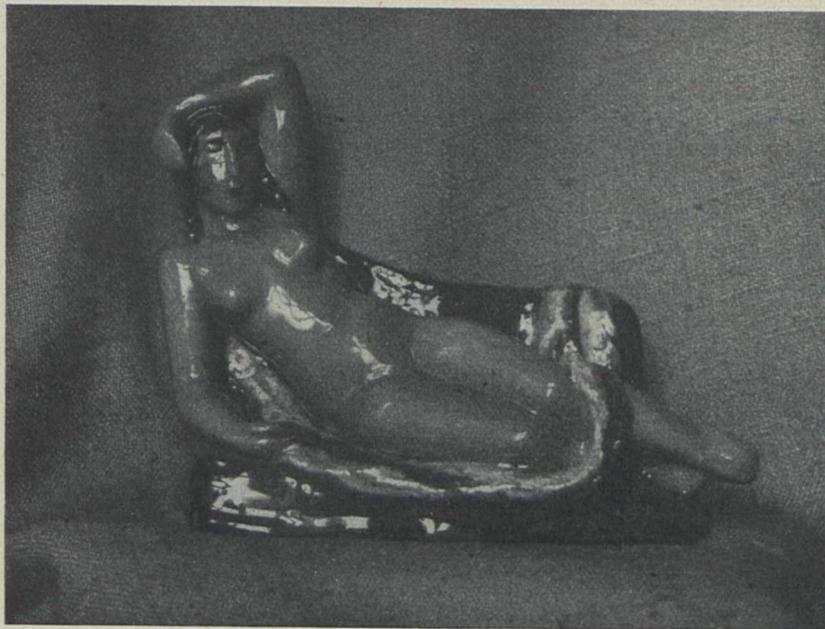
„Na, wie du willst, du hast noch Zeit.“

Die Uhr rückt auf Mitternacht. Der Meisterhirt nimmt die große Peitsche und geht mit Ruppert hinaus. In der Mitte der vier steinernen Hütten auf dem wilden Felsplan, durch den die Wasser gurgeln, hebt sich wie auf einer Kanzel auf breiten, wuchtigen Steinen das Alpkreuz. An dem mächtigen Holz steht der Meisterhirt. Dann pfeift ein Sausen durch die Luft. Das ist der Knall der Peitsche, der sich vielhundertfach an den Schründen und Schlüchten bricht und immer wieder als Echo zurückkommt. In den Hütten beginnt ein wildes Glockengetümmel. Wieder ein Schlag! Jetzt ist es totenstill. In diese Stille hinein ruft die tiefe, große Stimme des Meisterhirten: „In Gottes Namen austreiben!“ Da öffnet sich ein Tor, und eine große Glocke wandert in die Nacht. Die Leitkuh wird hinausgeführt. Und nun bricht der volle, brausende Orgelklang von 150 Stimmen durch die Nacht. Dazwischen knallen die Peitschen, und die rauhen Rufe der Hirten mischen sich mit dem aufjauchzenden Freudenschrei der Tiere. Die Massen der Leiber stampfen den Boden. Die vielen abgestimmten Glocken verwirren die Nacht, und das Brüllen aus Hunger und Freude schlägt an die Felswände. Der Berg bricht auf. Kaum aber ist das Brausen und Brüllen und Tönen um Ruppert zum verwirrenden Lärm geworden, so schwächt es auch schon ab. Der Himmel zieht alles zu sich hinauf. Auf einmal atmet man auch den Geruch der Tiere. Erst jetzt, nachdem die 150 Kühe in die Nacht hinaufgezogen sind, steigt der scharfe Schweißgeruch der Tiere in die Luft. Da zündet ein grelles Wetterleuchten den Platz an. Ruppert steht allein auf dem Plan.

Es ist nun Zeit, mit dem kranken Tiere die Abfahrt zu beginnen. Das Wetter wird in der Schweiz bleiben; wenn's hoch kommt, wird es höchstens bis ins Tal hinunter langen, da ist er aber längst am Ziele.

Die Kuh stöhnt auf. Sie reißt an dem Strick und ist wie sinnlos. Taumelnd bewegt sie den Kopf hin und her. Wenn die fußranke Kuh am dritten Stande anhebt zu brüllen, antwortet sie mit noch wilderem klagenden Tone. Da tritt der Senne mit einem fremden Manne ein. Augenblicklich ist sie still. Jetzt wird man sie hinausführen. Aber wenn dann auch die saftigen kühlen Matten kommen — das Brennen im Euter wird bei ihr bleiben. Die Fliegen reißen an den Entzündungen, und kein Schlagen mit dem Schwanz hilft ihr, kein unruhiges Stampfen. Sie kann nur brüllen, das bricht für einen Augenblick allen Schmerz. Dabei rollt es durch ihren mächtigen grauen Leib, als müsse der Schmerz aus allen Adern gepreßt werden. Aber kaum ist der Schmerz hinausgebrüllt, das Sehnen nach nassen, kühlen Gräsern, da beginnt es wieder im Euter zu brennen und zu stechen. Der Senne wird helfen. Er klopft ihr auf die Stirn, auf das dicke, wabbelige Backe und auf die kühle Nase. Das tut alles gut. Nur der Strick bleibt um den Hals und der Glockenriemen. Man kann nicht frei über die Lehmtenne schreiten. Die Menschen gehen mit, die einen anderen Schritt haben und einen anderen Willen. Der andere Mann, der dabei ist, riecht nicht nach Senne, riecht nicht nach Tieren und nach dem Stall. Er ist ein Fremder. Und nun zieht der fremde Mann am dicken Strick und will auf einen anderen Weg. Jetzt hört sie auch nur einen einzigen Schritt neben sich. Mit einem Male ist sie allein mit dem Manne. Und es ist Nacht. Sie hört noch den dumpfen Schrei aus dem Stall, hört unter sich die Wasser, sonst nichts. Sie will stehen bleiben. Hier kann es doch nicht zur Herde gehen. Hier ist die Luft nicht vom Kuhgeruch erfüllt. Hier sind

ARBEITEN IN GLASIERTEM



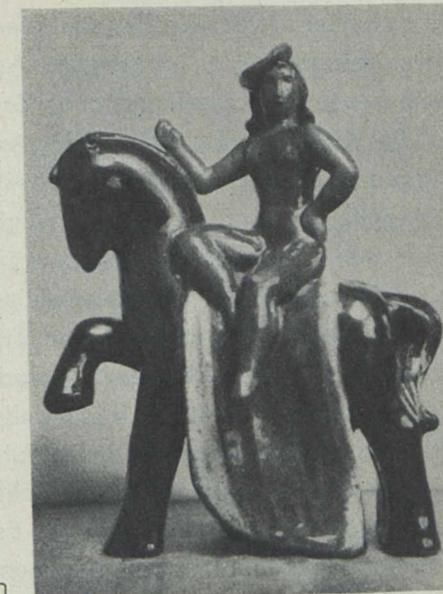
Ruhende

nur Steine und abgenagte Grashänge. Aber der Mann zieht am Strick und schreitet weiter. Da es noch bergan geht, kann ja alles seine Richtigkeit haben. Sie folgt ihm noch. Die Beine reiben aber an dem Euter. Es ist kein gutes Steigen. Da fährt ihr ein Licht ins Auge. Sie stutzt und glaubt, es brennt vor ihr. Der erste grelle Blitzschein eines merkwürdig stillen Wetters trifft sie. Sie sieht, daß sich nun auch der Weg vor ihr senkt. Sie knickt etwas in den Hinterbeinen zusammen und stemmt sich mit den Vorderfüßen fest gegen das Gestein. Sie will nicht weiter. Der Mensch zerrt am Strick. Es schnürt ihr zwar den Hals zu, aber es tut nicht weh. Da greift der Mensch nach ihren Hörnern. Sie soll mit dem Kopf nachgeben. Aber da sie nicht will, muß der Mensch nachgeben. Sie wird nicht weitergehen. Sie will zur Herde. Ein Ruf aus der unter ihr liegenden Alpe läßt sie hoffen, daß sie bald zur Herde kommen werde. Und sie geht drum selber etwas weiter. Der Mensch neben ihr hat einen schlechten Atem. Da fällt ein seltsames Klingen in ihr Ohr. Das kommt nicht über die Hänge her, steigt auch nicht aus der Tiefe, sondern es ist hinter ihr. Das ist die Herde! Für den Menschen ist es ein ferner himmlischer Choral aus hundert Stimmen, für die Kuh aber das Zeichen, daß sie gerade der Herde entführt worden ist. Jetzt kann sie nicht mehr weiter. Der Mensch zerrt und schiebt, stößt ihr in die Weichen, bittet und flucht — aber ihre Vorderfüße stehen fest. Die Herde lockt hinter ihr, und vor ihr geht ein steiler Weg hinunter. Jetzt schnürt sich der Leib wie in dumpfer Qual zusammen und ihr Schrei orgelt an die zerklüfteten Felswände. Der Mensch neben ihr ist kaum noch da. Sie spürt kein Würgen mehr am Halse, kein Stoßen und Drängen, sie hört nur ihren Schrei.

Dieser Schrei aber ist es, der Ruppert Gopp erschauern läßt. So schreit kein Tier nur im Schmerz, da ist etwas anderes dabei. Es ist etwas in diesem Aufbrüllen, was ihm das Blut erstarren läßt. Da steht er nun neben dem unvernuñftigen Tier, ein Stück warmes Fleisch, plump und doch noch beweglich. An dem Strick gefangen und doch frei! Und er ist selber

428

TON VON HELGE MEKLER



Zirkusreiterin

an einen Strick gebunden und stemmt seine Füße auch gegen einen breiten, nassen Stein, um auf dem fußbreiten Steg nicht ins Gleiten zu kommen. Wenn es auch nicht in schwindelnde Tiefen hinabgeht, so geben doch die Brocken und Halden keinen Halt. Und der Erd-rutsch würde mit ihm und der Kuh unabwendbar in die Tiefe treiben. Langsam quälend, immer wieder Hoffnung gebend — bis dann die Abstürze kämen. Nein, er versteht, warum die Kuh sich stemmt und warum sie brüllt. Es ist das Grauen, das auch seinen eigenen Leib zusammenschnürt. Ach, wenn er doch brüllen könnte! Er kann sich nur fest anstemmen und Atem holen. Der Strick ist dreimal um sein Handgelenk verknotet. Er hat sich an das Tier gebunden. Es ist zwar nur eine Kuh, aber es ist doch ein Stück Leben. Wenn die grellen, zerfetzten Scheine wie riesige, feurige Sägen über den Himmel zacken, geht auch durch Ruppert Gopp ein Grauen vor dem näher und näher rückenden Wetter. Er fühlt das Zittern in den Füßen und sein Blut klopft. Es ist die Furcht seiner Väter und Mütter, die er erbt und gegen die er sich jetzt nicht wehren kann. Er redet sich ein, das sei alles nur ein schönes, himmlisches Schauspiel, und doch duckt er sich, wenn der ungeheure Blitz ohne Donner gespenstisch über ihm erscheint. Er duckt sich wie das Tier. Er weiß, ob er sich nun duckt oder nicht, ob er betet, fleht und flucht, ob er tausendmal glaubt, der Blitz könne in der unermessenen Weite der Berge sich ein anderes Ziel setzen, die Gesetze des Wetters sind nicht seine Gesetze, und mit einem Male kann alles Denken und Hoffen zum Stillstand kommen. So wie er hier steht, angebunden an das zitternde Tier, so steht er wie auf einem Wege, der im nächsten Augenblick der letzte sein kann. Wie er sich aber auch vor das Wetter stellt, es hilft ihm alles nichts, er muß abwarten, ob es dem Wetter gefallen wird, zu kommen, ihn zu vernichten oder ihn weiterziehen zu lassen. Er steht mit seiner Kuh ganz nahe vor einer Macht, die größer ist als alles menschliche Denken. Auch die Kuh zittert vor dem nahen, drohenden Ungewissen, vor dem sie sich nicht wehren kann. Immer, wenn der grelle Blitzschein über ihren Weg zuckt, sieht Ruppert das qualvolle Auge des Tieres,

429

und er wartet auf das Brüllen und die Anklage gegen die Berge und die Wolken und Wetter. Er weiß nicht, daß er im gleichen Augenblick mit denselben erschrockenen Augen in die Nacht und in das Kommende, noch Verhüllte starrt. Er will nicht weiter. Er stemmt sich ebenso wie die Kuh, den Schritt ins Ungewisse zu gehen. Er wartet auf den Schlag, der ihn treffen soll. Und nun überlegt er, was ihm dabei geschehen kann. Wenn er nun hier hockt oder weitergeht — überall kann ihn das gleiche treffen. Er wird hier ausgelöscht sein. Warum soll er sich davor fürchten. Es kommt ohnehin einmal über ihn. Ob das nun jetzt kommt oder morgen — oder in wer weiß wieviel Jahren — es ist doch schon in ihm. Er stirbt doch schon. Er denkt einen Augenblick an den Krieg. Warum lag er da nicht mit Zittern im Schützen-graben. Da stand das Ungewisse doch noch viel näher. Ja, ja, sagt er, da waren aber Men-schen neben mir. Da war ich nicht allein. — Er klopfte der Kuh auf die Stirn, beklatscht ihren Leib. Er ist doch nicht allein. Dabei fühlt er das Zittern und Beben des Tieres. Und er schämt sich, daß er selber nun bei jedem Schein sich geduckt hat. Er redet der Kuh gut zu: „Komm, komm, wir gehen ganz ruhig weiter. Es kann uns ja nichts geschehen. Es nutzt doch nichts, wenn du hier brüllst und dich dagegen wehrst. Ich kann auch nicht ausreißen, ich kann auch nicht sagen, du mußt einen anderen Weg gehen, liebes Wetter. Ich kann auch nicht erreichen, daß ich mit zehn Rosenkränzen das Wetter jetzt hinter den Freschen schicke. Es ist nun einmal da! Weißt du — das, was du und ich nicht lenken kannst. Komm, komm!“

Er will weitergehen. Aber da strafft sich der Strick. Er beginnt zu zerrn, zu stoßen, zu keuchen und zu stampfen. Es gelingt ihm ein Schritt, der nächste reißt ihn aber wieder zurück. Da sieht er, daß die Kuh immer mit den Hinterbeinen zusammenzuckt, als wenn ihr ein stechen-der Schmerz durch den Leib führe. Das Euter brennt. Er tastet nach feuchtem Grase und hält es an die wunden, erhitzten Stellen. Zuerst gibt es ein schreckhaftes Aufschreien und Bäumen, dann heben sich die gesunkenen Beine. Die Kuh schreitet weiter. Gottlob, ein Wasser plappert über einen platten Felsen herunter und benutzt den ausgehauenen Weg als eine Straße. Da die Kuh nun das Wasser unter ihren Füßen spürt, sinkt sie nach hinten in die Knie, um sich Kühlung zu holen. Darauf folgt sie wieder einige Schritte, mit gleichem und ruhigem Gange. Aber dann kommt kein Wasser mehr, und die Wunden brennen wieder. Ruppert denkt, daß das Wasser zu kalt an die entzündeten Wunden kommt. Neben ihm rieselt dünn und müde ein kleiner Strahl an der Felswand herunter. Es ist kein gutes Ausharren hier. Der Weg hat kaum für Mensch und Tier Platz. Daneben stürzt der Felsen wohl an zwanzig Meter in die Tiefe, um dann nach einem Ruhepunkt gute hundert Meter abzufallen. Ruppert muß sich hier an die glatte, nasse Wand anhalten, um eine Sicherung zu haben. Jetzt kann er das widerwillig schreitende Tier nach sich ziehen. Da fällt ihm etwas ein. Er sucht in den Taschen. Das Sacktuch ist verloren. Aber er muß etwas finden. Er kann nur mit der linken Hand dazu, die rechte ist an den Strick gebunden. Der Strick reibt sich und drückt in das Fleisch, aber er spürt keinen Schmerz. Jetzt reißt seine Linke an seinem Hemde. Die Mutter wird traurig sein. Es ist ein gutes, leinenes Hemd. Aber das Tier leidet. Nun, da es stumm geworden ist, den Kopf schwer nach vorn fallen läßt, und mit zuckendem Leibe vorwärts schreitet, leidet es doppelt. Endlich gibt das Hemdentuch nach. Er erwischt ein gutes Stück. Nun heißt es, sich vorsichtig bücken, aber das ist leichter gesagt. „Komm, komm!“ ruft

er dem Tiere zu, „du mußt mit dem Kopf mir ein wenig nachgucken!“ Das Wasser läuft gerade der Kuh zwischen den Beinen herunter. Zurückdrängen läßt sich das Tier nicht. So kriecht er nun auf den Knien unter den Leib des Tieres und zwingt die Kuh, ihm nachzuschauen. Aber wenn das Wetter leuchtet, fährt der Kopf der Kuh wieder jäh zurück, und es wirft ihn fast vom Wege. Beim dritten Male gelingt es ihm doch, den Leinenlappen — es ist fast sein halbes Hemd — in das nachtkühle Wasser zu tauchen, es ein wenig auszuwinden und vorsichtig, ganz behutsam an das Euter zu bringen. Es geht ein Beben durch den Körper, aber dann wird alles ruhiger. Die Hand fühlt schon wieder Wärme, das Tuch wird heiß. Er muß immer wieder kühlen. Aber nun fühlt Ruppert eine Ruhe in dem Tiere. Er kriecht wieder zurück, und nun sieht er bei dem nichtaufhörenden grellen Feuer der Nacht auch den Blick der Nacht. Er erkennt, daß nun ein anderes zwischen ihm und dem Tier ist. Nicht mehr die Furcht, das gleiche Zittern vor der Unendlichkeit. Er fühlt auf seiner Hand, die den Strick hält, die nasse, rauhe Zunge der Kuh. Sie leckt ihm die Hand. Und nun beginnt er auf dem verlassenem Wege wieder mit dem Tiere wie mit einem Menschen zu reden. Er weiß wohl, die Kuh versteht ihn nicht. Sie weiß kein Wort aufzunehmen, aber ein anderes Verstehen dringt in ihr Wesen. Sie ist doch nicht mehr allein in der Nacht. Das Brennen an ihrem Leibe ist gekühlt. Es geht ein Wesen neben ihr her, das ihr Kühlung bringt. Und wenn die Hand sich auf ihren Leib legt, da ist alles gut.

Gerade wie Ruppert mit seinem freien Arm den Kopf der Kuh umfängt, um ihr weiter gut zuzureden, geschieht das, was Ruppert in seinem Leben bisher noch nicht erfuhr. Urplötzlich verwandeln sich die grellen Scheine zu einem einzigen blauen Licht, das vor ihm aufspringt, und unmittelbar nach ihm scheinen die Felsen gespalten zu sein. Wie ein Sprengschuß, der eine ganze Felswand mitnimmt, und der gerade vor ihm den Berg zertrümmert haben muß, schlägt das Wetter ein. Die Kuh bäumt sich auf und rutscht mit den Hinterbeinen ab. Da es aber am Rande keine glatten Felsen gibt, sondern nur zerbröckeltes, rauhes Gestein, finden die Hinterbeine im Sturz noch etwas Halt. Schon zieht der schwere Leib den erschrockenen Ruppert mit an den Abgrund. Alles ist nur in dem Augenblick gegeben. Es gibt kein Denken und Überlegen mehr. Der Leib arbeitet wie unter einem Zwange. Er stemmt sich gegen das Geröll, es rutscht mit ihm, endlich stößt er an einen Stein. Die Muskeln ziehen an. Gottlob, der Stein gibt nicht nach. Es ist Felsen! Die Muskeln werden zu Stahl. Der dreimal um das Gelenk gewundene Strick gräbt sich tief ins Fleisch. Alle Muskeln sind bis aufs äußerste gespannt. Die Halsadern treten dick hervor. Das Blut hämmert. Es gilt die letzte, gesammelte Kraft! Mensch oder Tier! Mit der einen Hand am Felsen, mit der anderen an den Strick gefesselt, beginnt er zu ziehen. Die Kuh, unter sich das Nichts ahnend, den Tritt in das Grundlose wissend, versucht mit aufgeregten kratzenden Pfoten sich in den Fels zu krallen. Sie rutscht. Sie verkrallt sich. Der Felsen hält, der Felsen bröckelt — er gibt nach — der Fuß tritt ins Leere! Da gewinnt er wieder einen Stein unter sich. Hinter ihr schneidet ein jäher Blitz in die Tiefe hinunter, und von allen Wänden, vom Himmel und der Erde prasseln die Donner nieder. In dieser höchsten Not, die aus dem Abgrund zu ihr hinauf trommelt, springt sie nach oben. Ihre Füße finden wieder Gras. Sie steht! Ruppert liegt an den Felsen geschmiedet und keucht. Er ringt nach Atem. Er fühlt keinen Schmerz. Er hört nur den

dampfenden Atem der Kuh, und nun sind sie wieder beide gleich. Und um sie beide zerschlagen immer wieder an hundert Felswänden die Donner. Das ganze Gebirge ist aufgeweckt. Die Berge haben eine grauenhafte, gellende Stimme bekommen. Noch ein letzter dumpfer Schlag. Dann ist es still. Mensch und Tier warten auf den neuen Schlag. Kein Sturm bricht los. Kein Regentropfen schlägt auf den Stein. Der Berg, die Luft, das Tier, der Mensch — alles hält den Atem an und wartet. Ruppert drückt den Kopf der Kuh an seine Brust. Er fühlt das Beben des Tieres, aber er bleibt ganz ruhig. Da leuchtet wieder der Berg auf. Aber nun kann er schon bis vier zählen. Erst dann schlagen die Hämmer der Donner gegen die Felsen. Das schlimmste ist vorüber. Kaum aber, daß die letzte Donnerwoge an die Felswand brandet, kommt aus der Tiefe her ein schneidendes Pfeifen. Es spitzt sich immer greller zu und ist über ihnen wie ein einziges Gellen. Da rauscht der Regen nieder. Er beginnt nicht mit schweren einzelnen Tropfen, nicht mit einem leisen Sprühen, urplötzlich schüttet er unbarmherzig sich aus. Allmählich wird sein Rauschen zu einem dumpfen Trommeln. Die Wolken zerbrechen. Ruppert zieht den Sack über sich — umsonst! Der Regen greift durch den Sack, den Rock, das zerrissene Hemd und greift an den Leib. Der Sturm aber hat Blitz und Donner vertrieben. Die Berge hüllen sich ein und trinken den Regen. Der Weg wird zum Bach. Steine gurgeln mit den Wassern, und Mensch und Tier treten vorsichtig über die zerfurchten Pfade. Die Kuh bäumt sich nicht mehr auf, sie schreit nicht mehr, stemmt sich nicht mehr stumm gegen den Weg. Ruppert hat den Strick locker hängen und hält seine rechte Hand auf den Körper des Tieres. Und dieses ruhige Mitwandern der Hand mit all ihrer Wärme und Ruhe, das leise Geplauder Rupperts, der durch den Regen hindurch lauter gute Worte für das Tier findet, läßt die Kuh ruhig weiterschreiten. Das gleichmäßige Läuten der hohen Glocke, der gleichmäßige Schritt auf dem nassen Wege läßt sie in einen Takt kommen, daß die Felswände schon umgangen sind und die breiten, tiefenden Matten sich ausbreiten.

Der Stall dampft. Das reine Stroh wärmt und die nasse Haut trocknet. Die Mittel schlagen an. Den ganzen Tag über steht die alte Gunz bei der Kuh im Stalle, aber die Kuh erkennt niemanden. Nicht einmal die Mutter Gunz. Sie sieht an den beiden alten Leuten vorbei. Gunz meint, die suche die Alpkühe. Gegen Abend beginnt sie unruhig zu werden. Die Leute wissen nicht, was sie nun machen sollen. Die alte Mutter hat ihr die eigene Milch zum Saufen gegeben. Das schlägt sonst immer an. Nicht einmal beim Melken sei sie wild gewesen, dabei habe es da sicher am schlimmsten gebrannt. Zuletzt geht der alte Gunz zum Ruppert Gopp. Der schläft schon. Es hat ihn hingehauen wie einen Sack. Er bekommt ihn lange nicht munter. Aber endlich versteht er, was der alte Gunz von ihm will. Er geht mit ihm in den Stall, setzt sich auf die Raufe und legt die Hand auf den Kopf der Kuh. Da wird sie still. Dann holt sich der Ruppert Gopp frisches Stroh, schüttet sich's neben das Tier und legt sich nieder.

Als die beiden alten Leute um Mitternacht vorsichtig noch einmal in den Stall kommen, um nach dem Rechten zu sehen, da finden sie ein seltsames Bild — auf dem neu geschütteten Stroh liegt die Kuh und an ihren Hals gebettet der Ruppert. Und beide schlafen schwer und fest. Und um Mensch und Tier ist ein wohliger starker Atem im Stall.

DIE GOLDBERGER WEIHNACHT

Von Ewald Gerhard Seeliger

Wie ist die Stadt so leer und tot?
Das tat die bittere Hungersnot!

Das tat die Pest mit ihrer Pein!
Im Heumond schlich sie sich herein.

Wer nicht verfiel der bösen Sucht,
Der wandte sich zu schneller Flucht.

Verlassen lag die Stadt und stumm,
Nur nächtens ging ein Seufzen um.

Sechs Monde lag auf ihr der Bann:
Da kam die heilige Nacht heran.

Kein Glockenklang rann durch die Luft:
Die Stadt war still wie eine Gruft.

Da öffnete sich eine Tür,
Und zögernd trat ein Greis herfür.

Wer dreiundneunzig Jahre zählt,
Ist gegen jede Angst gestählt.

Er trug ein Lichtlein in der Hand,
Das war schon halb herabgebrannt.

Zu einsam war es ihm im Haus,
Weihnacht zu feiern zog er aus.

Wie er auch horchte hier und dort,
Sie waren alle, alle fort.

Und durch den Schnee er suchend ging
Und stand bald mitten auf dem Ring.

Da tat er auf den greisen Mund
Und dankte Gott von Herzensgrund:

Gelobet seist du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Des freuet sich der Engel Schar.
Kyrieleis!

Er sang und sang und wankte nicht
Und schirmte mit der Hand sein Licht.

Und horch! Das Lied bracht gute Saat,
Ein anderer Bürger zu ihm trat.

Auch er ein Lichtlein trug daher,
Zu geben Gott dem Herrn die Ehr.

Vereint sich nun ihr frommer Sang
Hin über Platz und Gassen schwang:

Er führt uns aus dem Jammertal,
Macht Erben uns im Himmelssaal.
Kyrieleis!

Und sieh! Und sieh! Aus Tür und Tor
Fünf andre traten noch hervor.

Quer durch den Schnee ein jeder schritt
Und jeder bracht ein Lichtlein mit.

Die sieben sangen nun im Kreis
Martinus Luthers Weihnachtsweis:
Das hat er alles uns getan,
Sein groß Lieb zu zeigen an.
Des freu sich alle Christenheit
Und dank ihm des in Ewigkeit.
Kyrieleis!

Das war ein seltsam Weihnachtsfest.
Am nächsten Tag erlosch die Pest.



Wintersturm
Aufnahme von
Friedrich Wilhelm Kroll

Oskar Erich Meyer Wintersturm

Professor O. E. Meyer, der bekannte Geologe und Alpinist, hat soeben bei der Union Deutschen Verlagsgesellschaft, Berlin, ein Buch unter dem Titel „Das Erlebnis des Hochgebirges“ erscheinen lassen, das auch den schlesischen Heimatbergen gerecht wird. Wir bringen daraus im folgenden eine Probe seiner lebendigen Schilderungsgabe

Es war ein Silvestermorgen. Der Sturm johlte und sang um die Schneegrubenbaude. Er klapperte mit den Schindeln und schlug die eisernen Fensterhaken dröhnend gegen die Holzverschalung. Er pfiff in Fisteltönen durch den Türspalt und sprühte feinen Schneestaub auf die Diele. Damit uns der grobe Gesell nicht störend in die Hände führe, legten meine Frau und ich die Riemen der Bindung schon im Haus um die Fersen und klapperten mit den Hölzern über die eisgepanzerte Schwelle.

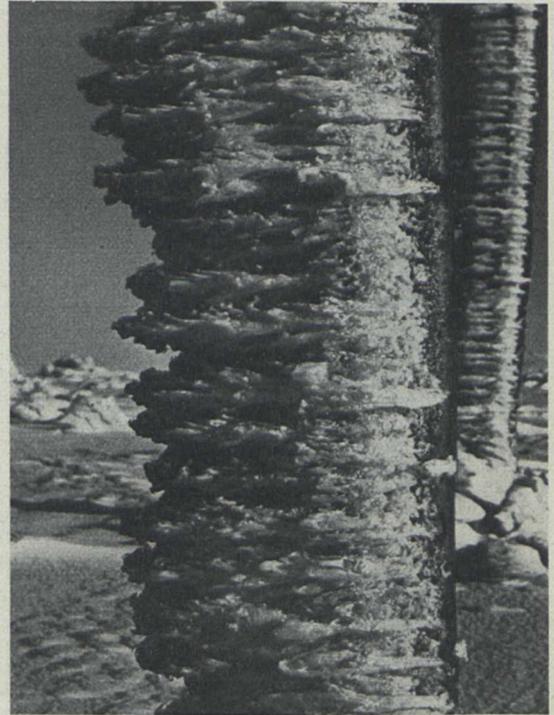
Durch den Rahmen der geöffneten Tür sah kalt und wirbelnd das Chaos herein. Aus fliegenden Eiskristallen bestand die Luft. Es flog wie weißer Staub am Boden hin. Es stieß das weiße Mehl von den Dächern und trieb jagende Wirbel in Mauerwinkeln.

Mit tiefer Verbeugung vor dem Sturm schleiften wir hinaus, glitten und stolperten über verharschte Haufen von Schnee um die Hausecke. Erst als wir ein wenig tiefer am Hange waren, ließen wir den Hölzern den Willen. Sie laufen, in fliegende Schleier gehüllt, in ein Chaos von Nebel und Schnee hinein. Sie laufen rascher, sie rasen mit blinden Augen ins Nichts. Aber unsere kühle Kenntnis belächelt den Mummenschanz, drückt hier die Spitzen nach rechts und dort ein wenig nach links. Sonst lassen wir den Hölzern den Willen, gerade hinunterzulaufen.

Da taucht es mit schwanken Umrissen grau aus Nebel und Schnee. Wieder zerfließend, wieder werdend, riesig wachsend — und endlich ein Haus: die Elbfallbaude. Wir lassen sie liegen, legen uns voll mit der Brust in den Sturm und schleifen drüben den Hang hinauf. Bald wird es eben. Mit langen Gleitschritten, tiefen Knien, ziehn wir dahin. Ziehn über endlose Felder von Schnee. Weiß ist die Erde, weiß wirbelt die Luft. Weiße Fahnen aus Eis beschweren die Stangen, die, zitternd im Wind, unsagbar stumm die Wege weisen.

Sanft führt uns die weiße Fläche wieder empor. Heulend stürzt uns der Wind entgegen. Rieselnd treibt er Millionen von Eiskristallen über den Hang, peitscht uns brennend das Ge-

„Weiße Fahnen aus Eis
beschweren die Stangen . . . “



Aufnahme von Heinrich Tüpke

sicht und reißt an den Ritzen der Kleider. Vornübergebeugt, die Mütze bis über die Brauen gezogen, erkämpfen wir uns die Höhe des Krokonosch.

Hier sind alle Unholde losgelassen. Es singt und heult nicht mehr in tausend Tönen: — ein einziges Brausen, das Himmel und Erde erfüllt, das Augen und Ohren schließt, das Wangen und Nase mit Nadeln peitscht. Und alle Bilder sind untergegangen in einem: in fliegendem Schnee. Ein Riesenschleier, der alles verhüllt, wird rasend über die Erde gerissen: Die ächzenden Stangen, die Knieholzbüschel, Windlöcher und Schneewehen — alles versinkt in fliegendem Weiß. Wir sehen an den Füßen die Skier nicht mehr. Bis zu den Knien in haltlosem Gischt, die Ohren betäubt, die Augen geblendet, ringen wir beide uns über den Rücken. Endlich geht es jenseits hinab. Wir queren den Hang. Da jagt uns der Orkan mit Wirbeln von Schnee wie im Fluge dahin. Dann stoßen uns plötzlich grobe Fäuste zu Boden. Wir raffen uns auf und rasen mit prasselnden Skiern über windgefeigten Harsch den Steilhang geraden Weges in die Tiefe. Das Brausen läßt langsam nach. Wir blinzeln mit vereisten Augenlidern voraus. Da hebt sich aus Nebel und Schnee eine graue Wand. Nun zeichnen sich dunkle Säulen ab. Auf einmal sind es Stämme mit wogenden Wipfeln darüber.

Wir aber jagen hinein, aus betäubendem Sturm, aus fliegendem Eis, aus gläsernem Harsch, aus dem Brüllen der Urgewalten; gleiten auf tiefem, weißem, federweichem Schnee hinein in die weite rieselnde Stille des Waldes. —

Als wir abends am Herdfeuer saßen, lag oben auf eisiger Höhe, nicht weit von unserer verwehten Spur, ein Mann im Schnee. Heulend stieß sich der Sturm an dem Leib und verlor seine weiße Last. Am Morgen, als man den Toten fand, sah nur eine Hand, mit tausend silbernen Nadeln geziert, gespenstisch aus einer Bodenwelle.

RUNDSCHAU

Musik

Schlesische Volkslieder-Musikfeste

Ideen, die zur Bildung neuer Lebensgemeinschaften führen sollen, sind in den letzten Jahrzehnten in verwirrender Fülle aufgetaucht. Sie haben sich mit verschiedenem Glück durchgesetzt. Die zum Vorbild vergangener Glanzzeiten hinstrebende, auf die Bildung von Musiziergemeinschaften in Laienkreisen abzielende Bewegung ist zwar keineswegs abgestorben, aber sie hat manches von ihrem ursprünglichen Impuls verloren; sie ist auch mißverstanden und hier und da auf falsche Wege geleitet worden. Deshalb sind ihr Gegner entstanden, die durch das Aufgreifen unerfreulicher Teilerscheinungen die Idee selbst verkannten und das Vorhandensein deutscher Volksmusik in der Gegenwart verneinten. Innerhalb der Laienmusikbewegung steht die Volksliedpflege. Zu ihr steht unbeirrt ein großer Teil des deutschen Volkes. Wissenschaftler, Künstler, Chorvereine, Singkreise, studierende und werktätige Jugend, Schülerschaft, Lehrende und Lernende, alle unterhalten zum Volksliede irgendwelche Beziehungen. Und es entspricht dem Wesen des deutschen Volksliedes, daß die einzelnen Stämme ihre Lieder, als ureigenstes Stammesgut, in besondere Obhut nehmen und als berufene Verkünder Gelegenheit zu öffentlicher Darstellung suchen. Immer stärker zeigt sich der Wille, aus dem Raume, in dem man sein heimatliches Erbgut pflegt, herauszutreten. Chorvereinigungen, die zu den großen deutschen Sängerfesten fahren, singen nicht nur auf Fahrt und Wanderung ihre Volkslieder, sondern in Konzertsälen — auch die Schlesier machten es in Frankfurt a. M. so —, man bedient sich des Rundfunks (auch in Breslau) und man veranstaltet Volksliederabende in großer Konzertform. Dieser Drang nach außen äußert sich auch in Schlesien recht kräftig. Diese Form der Volksliedpflege erregt die Aufmerksamkeit der Kritik, und zwar der musikalisch-künstlerischen Kritik; denn man versucht dem Volksliede für das Auftreten in der Öffentlichkeit eine Art von Gesellschaftsgewandung anzuschneiden. An sich keine neue Sache, aber eine sehr delikate Angelegenheit, oft debattiert und nicht immer glücklich durchgeführt. Soviel dürfte dem sachkundigen und geschmackvollen Menschen klar sein: wenn sich die künstlerische Gestaltung des Volksliedes bemächtigt, dann darf es nur so geschehen, daß das Wesen des Volksliedes nicht verletzt wird. Für den Subjektivismus im Arrangement und für den Ausbau der Darstellungsform ist immer noch Raum genug da. Wenn unsere Volksgenossen draußen im Reiche hören, wie Friedrich Wirth schlesische Lieder musizieren läßt, dann werden sie nicht nur mit Freude zuhören, sondern auch vom Geiste schlesischer Volksmusikpflege Achtung bekommen. Fritz Koschinsky bearbeitet nicht nur Volkslieder, sondern er benutzt sie auch als Grundlage für eine Art Hörspiel im Rundfunk. In einem Konzert des Spitzerschen Männergesangvereins ließ Heribert Ringmann drei

schlesische Volkslieder in Koschinskyscher Bearbeitung singen. Mit durchschlagendem Erfolge, das Publikum quietschte vor Vergnügen. Erstens sind die drei Gedichte: „Rosel, wenn du meine wärst“, „Der Bauernhimmel“ und „Schneiders Hochzeit“ urlustige und urberbe Sachen. Man mag sie singen, wie man will, sie werden die breite, behäbige Lustigkeit des Schlesiers wachrufen. Koschinsky verstärkt den Ulk durch eine ulkige und verulkende Instrumentation. Dadurch wird der derbe Scherz zum Kratschemklamauk. Natürlich amüsiert das die Leute, aber selbst diese Scherzlieder enthalten noch etwas anderes als Kirmisstimmung, nämlich Gemüt. Eine künstlerische Fassung müßte das herausholen, was nicht an der obersten Oberfläche liegt, gerade das wollen wir ändern zeigen. Das Spitzerkonzert brachte auch Bearbeitungen nichtschlesischer Volkslieder. Sehr wertvoll, sowohl im vokalen als auch im instrumentalen Satz die Fassungen des schlesischen Komponisten Gerhard Strecke, der auch ein wirklicher Könnler ist.

Ein noch wenig bekannter schlesischer Tondichter, H. Kl. Langer, geboren 1903, wurde durch Hermann Behr im 2. Volkssymphoniekonzert einem größeren Hörerkreise vorgestellt, und zwar mit Unterstützung des Geigers Stefan Frenkel. Das Violinkonzert, op. 27, hat nur geringe Zustimmung gefunden. Bei einer besseren Auf-führung wären die Hörer sicher dahinter gekommen, daß in Langer beachtenswerte schöpferische Kräfte stecken. Frenkel spielte den Violinpart sehr matt im Ton. Aber auch das Orchester brachte die koloristischen Werte der Komposition nicht deutlich genug heraus. Von der Entfaltung der Farben ist aber in diesem Falle die Wirkung abhängig. Langer wird bei den Konzerten der Schlesischen Sängerwoche, am 10. und 11. Dezember, mit Chorkompositionen vertreten sein. Vielleicht hat da das Publikum Gelegenheit, sein Urteil über unseren begabten Landsmann zu berichtigen. Die Schlesische Sängerwoche wird eine Arbeits- aber auch eine Festwoche sein. Einen Teil von dem, was schlesische Chorvereine an neuer Heimatkunst vor der Öffentlichkeit ausbreiten werden, übernehmen die deutschen Sender. Neue heimatliche Produkte sollen ihre Kulturwerte vor aller Welt beweisen.

Eine Festwoche hat das Breslauer Stadttheater hinter sich gebracht. Man gab der Veranstaltung, die Mozart gewidmet war, einen bescheideneren Namen; aber sie erhob sich so weit über den Alltag, daß man von etwas Besonderem sprechen darf. Das Besondere lag nicht nur darin, daß man für einige Rollen Gäste aus Berlin und München kommen ließ — Rose Pauly, Hans Fidesser, Gertrud Callam, Walther Ludwig (von allen der beste), Berthold Sterneck — sondern daß das Breslauer Stadttheater selbst seine beachtlichen Kräfte intensiv zu steigern vermochte, so daß keine Staraufführungen, sondern eindrucksvolle En-

semblevorstellungen zustande kamen. Neben Don Giovanni und der Entführung wurde Idomeneo in der durch Strauß und Wallerstein besorgten neuen Fassung gegeben. Trotz Neubearbeitung und vorzüglicher Wiedergabe (Titelrolle Herma Kaltner) wird Idomeneo auf der Opernbühne nicht festen Fuß fassen. Zwischen den Operaufführungen stand ein Konzert im Schloß mit ausgezeichneten Kammermusikdarbietungen. Eine Sängerin mit weitreichendem Ruf hatte keinen glücklichen Abend. Unvollkommene Einzelheiten drücken den Wert der Gesamtveranstaltung aber nicht herab. Man bleibt der Intendanz dankbar, daß sie trotz starker Verpflichtung gegen den laufenden Spielplan solch festliche Aufführungen veranstalten konnte.

Kirchliche Feste begeht die Breslauer Singakademie durch Aufführungen großer Chorwerke. Der Bußtagabend brachte die E-Moll-Messe von Bruckner und den 69. Psalm von Kaminski. Beim

Anhören einer Messe sucht man Erhebung und Andacht. Sie stellte sich diesmal nicht ein. Am Werk kann es nicht gelegen haben; denn die E-Moll-Messe von Bruckner ist ein ausgesprochen kultisches Werk, eine übergewaltige Synthese von Gregorianik und Romantik. Vielleicht gerade deshalb übt sie im Konzertsaal ihre mystische Macht nicht aus. Wieder drängt sich die für geistliche Musikaufführungen grundsätzliche Frage, die Wechselbeziehung zwischen Raum und Kunstwerk betreffend, auf. Für große, im Gottesdienst nicht verwendbare katholisch-kultische Werke ist sie in Schlesien nicht zu lösen, wenn man die Kirchen für solche Aufführungen nicht frei gibt. Kaminskys 69. Psalm ist ein erschütterndes, aufwühlendes Werk. Nach der technischen Seite hin war die Wiedergabe der beiden Bußtagswerke durch die Singakademie, die Philharmonie, den Domchor unter Dohrns Leitung bewundernswürdig. Rudolf Bilke.

Bildende Kunst

Helft den bildenden Künstlern!

Der Schlesische Kulturring hat soeben ein Merkblatt herausgegeben, das er an sämtliche schlesischen Behörden mit einem empfehlenden Begleitschreiben gesandt hat: In diesem Merkblatt werden die Möglichkeiten zur Beschäftigung bildender Künstler genannt, die den Behörden gegeben sind: bei der Errichtung von Bauten, bei der Schmückung von Innenräumen, bei der Schaffung von Grünanlagen, bei der Gestaltung von Ehrengaben, bei der Herstellung von Werbemitteln für öffentliche Zwecke und endlich bei der Heranziehung von künstlerischen Lehrkräften in der geistigen Erwerbslosenfürsorge.

Wir können die hier gegebenen Empfehlungen nur aufs wärmste unterstreichen. Wie sie freilich in die Tat umzusetzen sein werden, das wird noch einer besonderen Organisation bedürfen, denn solch ein Merkblatt gerät leicht in Vergessenheit. Am besten ist die Kunst bei solchen Behörden aufgehoben, die eine einzelne Persönlichkeit besitzen, die von wirklicher tatfroher Liebe zur Kunst und von tiefem sozialen Verständnis für die Notlage der bildenden Künstler ergriffen ist. Eine solche Persönlichkeit muß von allen Unternehmungen, die eine Beschäftigung bildender Künstler auch nur von ferne ermöglichen könnten, rechtzeitig in Kenntnis gesetzt und dazu aufgefordert werden, ihre Vorschläge zu machen.

Die praktische Heranziehung der Künstler wird man am besten auf dem Wege des Wettbewerbs vornehmen. Dieser braucht nicht immer die Künstler von ganz Schlesien zu berücksichtigen, sondern er kann auch einen kleineren Bezirk oder auch nur ein Stadtgebiet umfassen, denn jede Künstlerhilfe wird sich von einem Zentrum aus peripherisch entwickeln. Nötig erscheint mir die Form des Wettbewerbs deshalb, weil eben doch eine Auslese getroffen werden muß. Denn da nun einmal die Zahl der bildenden Künstler heute bei weitem das Bedürfnis nach Kunst übersteigt, so muß alle Sorge dahin gerichtet sein, wenigstens den wirklich Hervorragenden ein produktives Schaffen zu ermöglichen.

Hier freilich beginnen schon in den Augen vieler die Schwierigkeiten: welche Richtung ist zu

pflügen? Bei der Überproduktion und dem dadurch ins Ungeheure gesteigerten Existenzkämpfe werden die Methoden, eine Richtung zu propagieren bzw. verächtlich zu machen, hier und da etwas wahllos ergriffen, und der Draußenstehende erhält dann den Eindruck, als würde die eine oder andere Richtung und der sie vertretende Künstler gewaltsam unterdrückt oder auch über alle Gebühr emporgetrieben. Demgegenüber sei doch einmal das eine deutlich gesagt, daß über die Befähigung der einzelnen Künstler — gleichviel welcher Richtung — bei künstlerisch geschulten und besonnenen Persönlichkeiten gewöhnlich eine stille Übereinkunft besteht, und gerade unsere Zeit hat weniger die Gefahr, einmal einen Künstler zu verkennen, als vielmehr ihn zu überschätzen. Aber man wird natürlich die Jury bei solchen Konkurrenzleistungen möglichst solchen Persönlichkeiten anzuvertrauen haben, von deren Sachlichkeit und Vorurteilslosigkeit man durchaus überzeugt ist und dabei auch einmal einen Wechsel eintreten lassen, um jede Starrheit in der Beurteilung zu vermeiden.

Die Frage, inwieweit beamtete Künstler zu solchen künstlerischen Aufträgen, sofern sie nicht eo ipso zu ihrem Pflichtenkreis zählen, heranzuziehen sind, ist ganz besonders delikater Natur. In wirtschaftlich normalen Zeiten würde man jeden Auftrag allein von der Qualität des Geleisteten abhängig machen, aber die Zeiten sind anormal und erfordern außergewöhnliche Mittel. So wird man verstehen können, daß man im Augenblick den nicht beamteten Künstlern eine Vorzugstellung einräumt und zu den beamteten erst dann greift, wenn die Leistungen der anderen den Ansprüchen nicht genügen.

Wie man schon aus diesen kurzen Ausführungen ersieht, sind die Probleme, die an eine wirksame Künstlerhilfe sich heften, zahlreich. Der Kulturring sollte sich darum nicht mit diesem Merkblatt begnügen, sondern er sollte den Weg, den er beschritten hat, weiterverfolgen, um dem Künstler die furchtbare Notlage dieser Zeit nach Kräften mildern zu helfen. Landsberger.



Blick in die naturwissenschaftliche Abteilung (Sammlung Drescher) des Museums in Beuthen OS.

Atelier
Germania

Zwei neue schlesische Museen

Das Kaisertrutz-Museum in Görlitz

Am 15. Oktober wurde in Görlitz ein Heimatmuseum eröffnet, das wegen seiner eigenartigen Anordnung und inneren Schönheit das Interesse weitester Kreise verdient. Der Kaisertrutz ist eine um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erneuerte kreisrunde Donjonanlage, in deren Hofe ein das Ganze überragender Wartturm steht. Dieser Bau, mit Mauerstärken bis 4,50 Meter, für Feuergeschütz angelegt und im Durchmesser 19 Meter, wurde 1848 bis 1850 unter Niederlegung der Verbindungsmauer zum benachbarten Reichenbacher Torturm und Einfüllen der Gräben zur Hauptwache und einem Monturmagazin umgebaut und ging nach dem Kriege in den Besitz der Stadt über. Schon der verstorbene Direktor des Stadtmuseums Feyerabend hat sich lebhaft für den Ausbau des Kaisertrutzes als Museum eingesetzt, aber erst 1931/32 konnte diese Anregung mit Unterstützung durch die Provinz und den Staat durchgeführt werden.

Dabei war maßgebend, ein für die Geschichte der Wehrbaukunst sehr charakteristisches Baudenkmal nicht nur zu erhalten, sondern die dazu dauernd notwendigen Mittel im Sinne wirtschaftlicher Anlage zu verwenden. Dank des warmen Interesses des Generalkonservators D. Hiecke, Berlin, der sich besonders für die geschickte Anlage einer an der Innenseite der Außenmauer entlang führenden Treppe einsetzte, war die Anpassung des Bauwerkes an den neuen Zweck ohne tiefer greifende Veränderung leicht möglich. Nur das leichte, stark nach innen geneigte Pultdach der runden Wehranlage wurde durch eine flachgeneigte Eisenbetondecke als Dach ersetzt und der so erhaltene Obergeschoßraum nach der Innenseite durch eine höher geführte, ganz in Glas-

fenster aufgelöste Wand zu einem ausgezeichnet beleuchteten Ausstellungsraum umgewandelt.

Das Heimatmuseum enthält in der Eingangshalle mehrere geschichtliche Erinnerungsstücke, die mit der Entwicklung des Baues zusammenhängen, ferner das Magazin mit der Studiensammlung für Vorgeschichte; im Obergeschoß in einem in sich geschlossenen Rundgang die stadthistorische Sammlung, mit interessanten Stücken aus Görlitzer Kirchen, Erinnerungen an städtisches Handwerk und Zunftwesen, sowie Abbildungen aus der Geschichte der Stadt. Das helle zweite Obergeschoß enthält die vorgeschichtlichen Sammlungen, die für die frühe Besiedelungsgeschichte der Oberlausitz so wichtig sind. Der Leiter dieser Abteilung, Herr Dr. Gandert, hat diesen Teil der Sammlung unter sich, während Herr Museumsdirektor Prof. Dr. Polaczek für den stadthistorischen Teil die Anordnung übernommen hat. Die Bauarbeiten wurden unter Oberleitung von Stadtbaurat Dr.-Ing. Küster durch Magistratsbaurat Strobel durchgeführt. Die Baukosten von etwa 110000 RM. wurden durch eine städtische Bewilligung von 31000 RM. sowie eine beträchtliche Beihilfe des Staates und der Provinz von 65000 RM. und angesammelte Zinsen von 12000 RM (zur Wiederherstellung des Äußeren) bestritten. So stellt sich das Museum, wie Herr Oberbürgermeister Duhmer bei der Weihe betonte, dar als eine Bildungsstätte für die heranwachsende Jugend und eine Stätte der Forschung und Belehrung für die Erwachsenen. Görlitz und mit ihm die Oberlausitz wie die Provinz Schlesien freuen sich des wohlgelungenen Werkes, dem wir das weiteste Bekanntwerden wünschen.

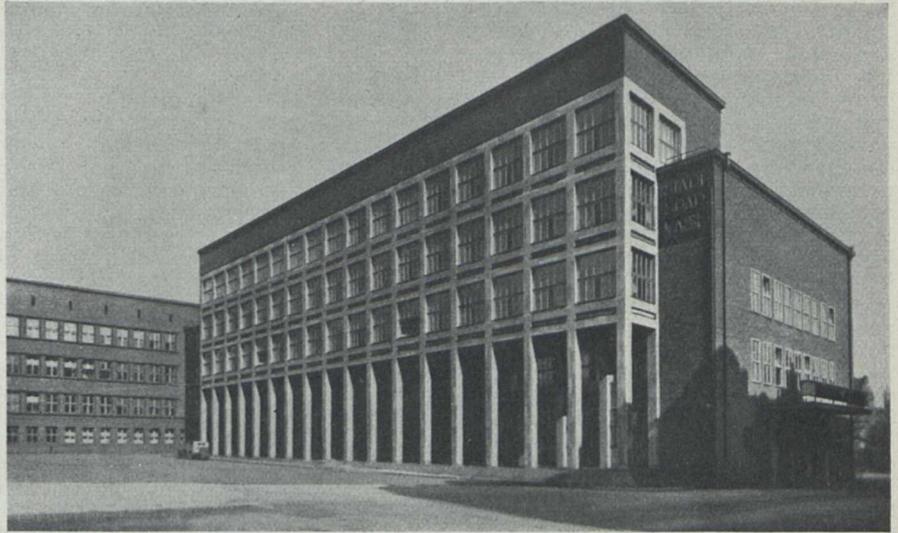
Prof. Dr.-Ing. Adolf Zeller

Vom Oberschlesischen Landesmuseum in Beuthen

Während in der alten Kulturstadt Görlitz der historische Kaisertrutz, eine mittelalterliche städtische Befestigungsanlage, zur Aufnahme der vorgeschichtlichen Sammlungen der Lausitz und

der stadthistorischen Sammlungen von Görlitz hergerichtet wurde, entstand in Preußens jüngster Großstadt, in Beuthen OS., ein Heimatmuseum großen Stiles, das sich mit gutem Recht „Ober-

Das neuerbaute
Heimatmuseum
in Beuthen OS.



Phot. Georg Müller

schlesisches Landesmuseum“ nennen darf. Es ist ein ergänzender schöner Zusammenklang für den gesamtschlesischen Raum, wenn in der alten Lausitzer Kulturlandschaft ein historisches Bauwerk zur Aufnahme wissenschaftlicher und volkskundlicher Sammlungen benützt wird und in Oberschlesien ein gegenwartsstarkes Bauwerk für eine Heimatsammlung geschaffen wurde. — Die Stadt Beuthen ist nicht reich an bemerkenswerten Bauwerken. Das Gebäude des Oberschlesischen Landesmuseums, das außerdem die Städtische Sparkasse, die Volksbücherei, Lesesäle für Erwachsene, Lesesäle für Kinder und andere Wohlfahrtseinrichtungen beherbergt, ist schon heute in Verbindung mit anderen öffentlichen Bauwerken eine städtebauliche Gesamtschöpfung. Sie wird jener Stadt an der äußersten Südostgrenze des Reiches ihr Gepräge geben und in späteren Zeiten eines der stärksten städtebaulichen Dokumente ganz Oberschlesiens darstellen.

Über den Räumen der Städtischen Sparkasse sind vier Stockwerke zur Aufnahme der Sammlungen des Oberschlesischen Landesmuseums bestimmt. Vorbildlich ist die klare und eindrucksvolle Beschriftung der einzelnen Abteilungen. Das Oberschlesische Landesmuseum zeigt die oberschlesische Landschaft in einer lebendigen Schilderung der Geschichte ihrer Natur und in einer ebenso lebendigen Schilderung seiner Kulturgeschichte und seiner Volkskunde.

Während in diesen Räumen keine gebogene Linie zu finden ist, sondern alles ganz schlicht und sachlich sich ausbreitet, schwingt das Rund des Treppenhauses mit seinen monumentalen Säulen und stellt so einen wohlthuenden Gegensatz und eine Ergänzung zu den großen Horizontal-Linien der Geschosse dar.

Das oberste Stockwerk soll einst die Werke der bildenden Kunst beherbergen; schon sind schöne Ansätze moderner Malerei und Plastik vorhanden, die hohe Kunst der mittelalterlichen Plastik wird dort ihren Einzug halten.

Im darunter liegenden Geschoß breitet sich die großartige naturwissenschaftliche Sammlung

Drescher aus. Sie wurde in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen von dem einstigen Besitzer der Herrschaft Ellguth, die im Frühjahr von den Fluten der Neiße im Gebiete des Staubeckens von Ottmachau bedeckt wird. Innerhalb dieser Sammlung ist ein Hauptanschauungsstück oberschlesischer Landschaft die vollständige wissenschaftliche Inventarisierung des Ellguther Gebietes in der Geologie, der Botanik und der Zoologie. Einen Hauptbestandteil der Sammlung Drescher bildet die einzigartige Darstellung der heimatlichen Vogelwelt.

Ein besonderer Raum ist der oberschlesischen Bienenzüchtereier und dem Andenken des Bienenvaters Dzierzon gewidmet.

Ein anderes Stockwerk zeigt die Volkskunde, die Ur- und Frühgeschichte Oberschlesiens. Nach der Betrachtung einer ausgezeichneten Übersicht über die Kultur der gesamten Menschheit, die der Ethnologe Studienrat Dr. Arndt zusammengestellt hat, betreten wir die Abteilung der Ur- und Frühgeschichte. Sie ist das Werk des jungen Museumsdirektors Dr. Matthes. In dieser Abteilung werden die Völker-Kulturen auf oberschlesischem Boden gezeigt, von den Zeiten an, da der Mensch das Mammut in jenen Landstrichen jagte, da er sich des Feuersteins als Werkzeug bediente, da er Zinn und Kupfer zu Bronze verarbeitete, da er lernte, das Eisenerz zu verhütten, bis zu der Zeit, da die alte germanische und keltische Kultur für 500 Jahre abgelöst wurde von der slawischen Kultur. In echt deutscher Gründlichkeit werden alle diese Kulturen aufgezeigt, und es ergibt sich in einer mustergültigen Zusammenstellung, daß die oberschlesische Landschaft im Laufe ihrer 4000jährigen Geschichte von deutschen und illyrischen Stämmen besiedelt und geformt worden ist und die vorübergehende Überlagerung durch slawische Völker nur einen geringen Bruchteil dieser jahrtausendealten Geschichte bildet.

Der Bodenfund von Oppeln aus dem Jahre 1000 n. Chr. ist ebenso wahrhaftig und deutlich ausgebreitet wie die germanischen Funde ganz Oberschlesiens, und an diesen großen Fund der höl-

zernen Stadt Oppeln schließen sich die Sammlungen der deutschen Volkskunde und der deutschen Volkskunst an.

Der deutsche Bauernhof Oberschlesiens, wie er in der Zeit der großen deutschen Wiederbesiedlung des schlesischen Raumes entstand, wird in anschaulichen Modellen dargestellt; sein Inneres dagegen, die ober-schlesischen Bauernstuben, in prächtigen Originalen mit dem ganzen Reichtum der ober-schlesischen Trachten, der Schönwalder Volkskunst, der Roßberger Trachten — dies alles breitet sich ganz lebense erfüllt vor dem Auge des Beschauers aus.

Einen besonderen Raum nehmen die Gerätschaften des Landmannes, die Werkstätten des dörflichen Handwerkers ein, und die ganze Innigkeit deutscher Volkskunst kommt im Raume der ober-schlesischen Dorfkirche zum Ausdruck.

Die Geschichte und Volkskunde der Stadt und des Bürgertums wird im untersten Stockwerk dargestellt. Ihre Unterabteilungen — „aus dem Innungsleben“, „aus der Amtsstube“, „zur Geschichte der Beuthener Presse“, „zur Geschichte des Beuthener Gesellschaftslebens“ — sind durch ihre taktvolle Auswahl und durch ihre geschickte Anordnung sehenswert. Diese historische Abteilung geht über in den besonders zu betrachtenden großen Saal des bürgerlichen Kulturkreises. Er

wird beherrscht durch eine hervorragende Sammlung Gleiwitzer Eisenkunstgusses und ober-schlesischer Keramik, die das Museum kürzlich erworben hat.

Wenn schon die oberen Räume der Ur- und Frühgeschichte und der ländlichen Volkskunde das deutsche Gesicht dieser Landschaft gezeigt haben, so beweist der Raum des Stadt- und Bürgertums in vollem Maße, daß Oberschlesien ein deutsches Kulturland ist.

Es ist das Verdienst des Volkskundlers Akademie-Dozent Perlick und des Mittelschullehrers Kotzias, diese Sammlungen mustergültig angestellt und betreut zu haben.

Die Zusammenarbeit aller am ober-schlesischen Landesmuseum Tätigen ist das erfreulichste Zeichen willensstarker deutscher Kulturarbeit. Die verbindende glühende Heimatliebe und das wissenschaftliche Können der am ober-schlesischen Landesmuseum Beschäftigten haben unter der zielbewußten Förderung des Oberbürgermeisters der Stadt Beuthen Dr. Knackrick und unter der verständnisvollen großzügigen Unterstützung der Provinzial- und Staatsbehörden ein Werk deutscher Kultur geschaffen, das vorbildlich ist.

Es zeigt mit wissenschaftlicher Klarheit und Wahrheit, daß Oberschlesien ein Land deutscher Kultur ist.

E. Glaeser.

Bücher

WILL-ERICH PEUCKERT: SCHLESIENS DEUTSCHE MÄRCHEN. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt 1932. 659 S. Leinenbd. 14 RM.

Schlesien galt bisher als ziemlich arm an Märchen. Peuckert aber hat in diesem vortrefflich ausgestatteten Buche, das den 4. Band der von der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Sammlung „Schlesisches Volkstum“ bildet, durch liebevolles Sammeln eine überraschende Menge zusammengebracht, 307 Nummern. Aus mündlicher Überlieferung konnte er allerdings nur sehr wenig schöpfen, eben weil das Märchen heute nicht mehr lebendig ist. Um so reichlicher flossen die gedruckten Quellen, die aufzuspüren nicht ganz leicht war, weil es sich dabei zu einem großen Teile um abgelegene, fast verschollene Heimatliteratur handelt. Um so schöner ist nun der Erfolg. Dieser erste Band bringt die deutschen Märchen Schlesiens, der zweite soll die slawischen, der dritte die Geschichte der schlesischen Märchenforschung, Anmerkungen und Nachträge enthalten, so daß ein abschließendes Urteil erst nach Vollendung des ganzen Werkes möglich sein wird. Der erste Band ist in allem Wesentlichen wohl gelungen und schon wegen der Menge des beigebrachten Stoffes sehr wertvoll. Er umfaßt „Zauber-märchen, legenden- und novellenartige Märchen, Geschichten vom dummen Teufel und Schwänke“. Eines der besten Stücke, „Ferla“, haben unsere Leser schon durch den Abdruck im zweiten Hefte kennengelernt. Der Band wird für unsere Landsleute ein Quell reicher Freude sein und verdient ein schlesisches Hausbuch zu werden. Freilich darf man mit dem Verfasser über den Begriff „Märchen“ nicht rechten wollen. Er hat ihn sehr weit gefaßt und eine ganze Anzahl von Stücken mit aufgenommen, die man eher zu den Sagen,

Legenden und richtigen Schwänken rechnen möchte. Das kann man sich noch gefallen lassen, aber eins ist unverständlich. Im Vorwort erklärt er selbst, er sehe den Hauptzweck seiner Arbeit darin, die diplomatisch getreuen Abdrucke der ersten Mitteilungen zu geben. Wie verträgt es sich damit, daß er eine ganze Reihe von Stücken, die in mundartlicher Fassung überliefert sind, in die Schriftsprache umgesetzt hat? Das verstößt nicht nur gegen seinen eigenen Grundsatz, sondern nimmt diesen Stücken auch ihr eigenstes Gepräge.

Dr. H. Jantzen.

LANDESKUNDE VON DEUTSCHLAND. Herausgegeben von N. KREBS, Band II: DER NORD-OSTEN. Von B. BRANDT. Leipzig, B. G. Teubner, 1931. 148 S., gebd. 8 RM.

Dieses gute geographische Lehr- und Handbuch verdient deswegen hier Erwähnung, weil es eine eingehende, neuzeitliche Beschreibung unseres deutschen Ostens enthält. Im allgemeinen Teil bringt sie alles Nötige über Wesen, Lage, Grenzen, Gliederung, Oberflächengestaltung, geologischen Aufbau, Bewässerung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Besiedlung, Volkswirtschaft und Verkehrsverhältnisse des Gesamtgebietes; in besonderem Maße behandelt sie die einzelnen geographischen Bezirke vom erzgebirgischen Flügel bis zum baltischen Raum. Für uns sind besonders wichtig die Abschnitte über die Lausitz, die Sudeten und die schlesische Bucht. Auch für den Nichtfachmann ist das Buch gut lesbar und ist ein zuverlässiger Führer zur tieferen und genaueren Erkenntnis des Heimatbodens. Die beigegebenen Abbildungen auf Tafeln sind gut, die Kartenskizzen im Text zum Teil aber so klein, daß manche leider unübersichtlich und in den Einzelheiten schwer erkennbar sind.

H. J.

FRITZ GAUPP: DIE NACHT VON HEUTE AUF MORGEN. Verlag Ullstein. Berlin. 1931.

In Deutschland ist die Grenze zwischen hoher Literatur und Unterhaltungsroman sonderbar stark betont. Ein Romanwerk, das sich nicht als großes ernstes Epos gibt, wird rasch als zu leicht befunden. So ist es gut, daß in den Serien, die früher vorzüglich Eintagsware und Sensationsromane brachten, nunmehr Autoren zu Worte kommen, die wirklich etwas zu sagen haben, wenn sie es auch in unterhaltsamer und leichter Form tun. Gaupp nutzt die für den Roman relativ junge Methode „simultaner“ Darstellung. Innerhalb von zwölf Stunden, von Abend bis Morgen, rollt die Handlung ab, in der eine Fülle von Geschehnissen sich abspielt, weltpolitische, privatgeschäftliche, persönliche und ganz persönliche Entscheidungen fallen. Die vielfältigen Geschehnisse sind sorgsam ineinander verzahnt, der Stil der Darstellung fließend und trotz der Fülle des Dargestellten nicht ohne besinnliche Pausen, die der Autor klug nützt, um die Seelenlage von Menschen der Gegenwart behutsam zu beleuchten. Ein Unterhaltungsroman — übrigens von einem lange in Schlesien beheimateten Verfasser geschrieben — aber dennoch ein nicht unerstes Buch, das eine starke Begabung zeigt. m.

EUGEN KÜHNEMANN: GEORGE WASHINGTON; Sein Leben und Werk zum 200. Geburtstag G. Washingtons. Herausgegeben von der Vereinigung Carl Schurz. Bremen, G. A. von Halem, 1932. 86 S.

Wieder ein Meisterstück Kühnemannescher Darstellungskunst! Nicht nur der große Schöpfer der Vereinigten Staaten von Amerika wird uns in diesem kleinen Buche lebendig, sondern auch sein Werk, d. h. das heute mächtigste Staatswesen der Erde, wie es gegenwärtig gestaltet ist und wirkt. Es ist ein Genuß und Gewinn, diese Blätter zu lesen. H. J.

HELLMUT EBERLEIN: SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE. Ein Abriß für Lehrende und Lernende. Evangelischer Preßverband für Schlesien, Breslau, 1932.

Die beiden Abrisse der provinziellen Kirchengeschichte, die wir für Schlesien bisher hatten, die Schriften von Anders und Conrad, sind seit langem vergriffen, zudem überaltert; so dürfen wir es dankbar begrüßen, daß Hellmut Eberlein, als Herausgeber und eifriger Mitarbeiter des Jahrbuchs des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte, seit langem als einer der ersten Kenner der Materie bekannt, ein neues schmales Büchlein vorlegt, in dem die wichtigsten Fakten und Daten aus der schlesischen Kirchengeschichte übersichtlich und in flüssiger Darstellung aufgeführt sind. Nach einer Einleitung über Schlesiens Sondersituation als Grenzland und einem kurzen Überblick über Mittelalter und Humanismus werden ausführlich Reformation und Gegenreformation, dann die kirchlichen Verhältnisse unter Friedrich dem Großen und weiter bis zur Gegenwart dargestellt. Listen, Bild- und Kartenmaterial vervollständigen die Darstellung, deren schlichter Form es kaum anzumerken ist, welche Fülle von neuen Forschungsergebnissen kenntnisreich in die Schilderung verwoben ist. Das Büchlein ist gleichermaßen als Nachschlagearbeit wie als Lesebuch brauchbar und begrüßenswert. M.

J. WEINSTEIN: OBERSCHLESIE, DAS LAND DER GEGENSÄTZE. Paris, Gebethner & Wolff. 1931. 104 S. 15,00 Fr.

Dieses Buch, das neben der deutschen auch in einer französischen Ausgabe erscheint, ist eine Werbeschrift, die Polens vermeintliche Ansprüche auf Oberschlesien mit allen Mitteln zu begründen und zu verteidigen sucht, die gewaltsame Wegnahme Ostoberschlesiens als Tat der Gerechtigkeit und Sühne hinstellt und unsere „blutende Grenze“ als harmlos und nur als zu günstig für Deutschland beurteilt. Die polnischen Aufstände waren nach ihm Heldentaten der „Unterdrückten“, hervorgerufen durch den Terror der Deutschen, das Ergebnis der Abstimmung ist nur durch Gewalt und Fälschung so, wie es ist, gezeitigt worden, wahre Kultur hat Ostoberschlesien erst unter polnischer Verwaltung kennen gelernt, die dem Lande eine wahre Blüte brachte. Die deutschen Minderheiten leben in Polen wie im Himmel, die polnischen in Deutschland wie in der Hölle usw. Unsere Zeitschrift ist nicht der Ort, auf eine Widerlegung dieser Schrift einzugehen; aber sie hat doch die Aufgabe, auf sie und die Gefahren, die sie birgt, nachdrücklich hinzuweisen. Denn es ist immer gut, wenn man die Methoden und Praktiken des Gegners genau kennt. tz.

ROBERT KURPIUN: DAS SCHAFOTT. Ostdeutsche Schicksalstage. Glatz, Glatzer Bücherstube, 1932. 264 S. Gebd. 3,75 RM.

Das schwere und verhängnisvolle Schicksal Oberschlesiens nach dem Ende des Weltkrieges sollte nie von unserem Volke und am wenigsten von uns Schlesiern vergessen werden. Darum ist es gut, daß R. Kurpiun, der aufs tiefste mit dem Lande verwurzelt ist und alle seine Leiden aus nächster Nähe mit erlebt hat, uns dieses Buch mit Erzählungen und Erinnerungen an jene traurigsten Zeiten oberschlesischer Geschichte schenkt. Es enthält zehn Beiträge, von denen sich einige zu hoher künstlerischer Vollendung erheben, so die umfangreichste und beste der Erzählungen „Berthold Ringmanns Heimkehr“ und die beiden kleineren „Hinterm Walde“ und „Die Starke“. Alle sind mit Herzblut geschrieben und lassen das Grauen der polnischen Aufstände sowie das stille Heldentum ihrer Opfer und den verzweifelten Kampf der Selbstschutzmänner von neuem vor uns aufleben. Jeder Kenner weiß, daß all das Geschilderte lautere und traurige Wahrheit ist. Kein Schlesier wird das Buch ohne tiefste Ergriffenheit lesen. Möge es auch bei den Brüdern im Reiche die Erinnerung an jene Zeiten, die unter dem düsteren Sinnbild des Schafotts stehen, erneuern und bewahren. — Ein wohlgelungenes Bildnis des Verfassers ziert das gut ausgestattete Buch. H. J.

ERWIN HINTZE: SÜDDEUTSCHE ZINNGIESSER. TEIL III. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1931.

Mit diesem dritten Teil finden die süddeutschen Zinngießer ihren Abschluß. Der Verfasser hat das Erscheinen dieses Bandes nicht mehr erlebt. Wenige Wochen nach seinem Tode ist diese bedeutende Arbeit herausgekommen und damit ist wohl dieses ganze, so groß angelegte deutsche Gelehrtenwerk vor dem Abschluß als beendet zu betrachten.

Bis jetzt umfaßt das Werk die Sächsischen (Bd. I), Nürnberger (Bd. II), Norddeutschen (Bd. III), Schlesischen (Bd. IV) und Süddeutschen Zinngießer (Bd. V, VI, VII) und wird selbst als Torso immer das schönste Zeugnis ablegen von dem Forschereifer, der Selbstlosigkeit und Hingabe deutschen Gelehrtentums und von der verantwortungsbewußten Genauigkeit seiner Arbeitsmethode.

Der Anhang umfaßt die Zinngießer des Elsaß, Österreichs, der Schweiz und Ungarns und ihre Marken und gibt gerade diesem letzten Bande einen besonderen Wert.

Man kann vielleicht sagen, daß hier das Gelehrtenwerk eine Mode überlebt habe. Die Zinnliebhaberei einer vergangenen Generation, die dieser Arbeit den unmittelbaren Anstoß und den ersten Elan gab, mag vorüber sein. Was bleibt, ist dieses Werk von internationaler Bedeutung, das einen Zweig alten deutschen Kunsthandwerks muster- gültig erfaßt hat und immer das Nachschlagewerk für die Kenntnis des deutschen Zinns bleiben wird.

Dr. E. Sch.—r.

WILHELM SCHREMMER: DAS LAND DER JUGEND. Geschichten für Eltern, Erzieher und Jugendliche. Verlag Hirt, Breslau 1930.

Kleine Betrachtungen und Erzählungen aus dem Kinderleben, aus dem Kreise der Pädagogen, die es ablehnen, Kindern Märchen zu erzählen, die Sagen und alte Volksgebräuche als Aberglauben von Kindern ferngehalten wissen wollen. Frisch und anschaulich erzählt.

WALTER GERHART: DAS HISTORISCHE ROGAU. Mit reichem Bilderschmuck. Selbstverlag 1932.

Das Büchlein basiert auf Urkunden, die durch einen Zufall von der Vernichtung gerettet wurden. Es stellt einen schönen Beitrag zur Heimatforschung dar.

Kalender 1933

JAHRWEISER FÜR SCHLESILIEN 1933. Herausgeber: HELMUT NIEPEL. Verlag Rudolf Schneider in Markersdorf bei Zittau.

Wieder ist dieser schöne Kalender erschienen. Sein Bildmaterial sowie seine Anordnung und Zusammenstellung sind vorbildlich.

GRÜNBERGER HAUSKALENDER. Unter Mitarbeit der Vereinigung für Heimatschutz und Heimatpflege in Stadt und Kreis Grünberg und der Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt, herausgegeben von der Kreisverwaltung Grünberg.

Der Grünberger Hauskalender, volkswundlich immer von großem Interesse, erscheint in seiner 23. Ausgabe. Er bringt diesmal unter anderen wertvollen Beiträgen ein kleines Weihnachtsstück: „Maurer Tulke“, das das bekannte schlesische Original, den auch den Lesern der Schlesischen Monatshefte bekannten Verfasser der „Oderkrebse“, behandelt.

Auch „Der gemittliche Schläsinger“, Schlesierverlag L. Heege, Schweidnitz, mit seinem mehr novellistischen Inhalt wird wieder vielen, die das Heimatliche lieben, gemütliche Stunden bereiten.

KLEINES STATISTISCHES TASCHENBUCH FÜR DIE STADT BRESLAU. Herausgegeben vom Städtischen Statistischen Amt, 1932.

Dieses Bändchen steht in seinem sechsten Jahrgange und enthält Tabellen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Es gibt genaue Auskunft über Breslaus Bevölkerung und Wirtschaft.

DEN BERGEN VERFALLEN. Alpenfahrten von ELEONORE NOLL-HASENCLEVER. Mit Geleitwort und Lebensbild versehen und mit Beiträgen von Professor Dr. H. Dyhrenfurth, Dr. W. Martin, Prof. Hermann Trier und Dr. Willi Welpenbach. Herausgegeben von Heinrich Erler. Mit 25 Abbildungen und einem faksimilierten Briefe Alexander Burgeners. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin.

FRANZ STEFFEN: 4000 JAHRE BEZEUGEN DANZIGS DEUTSCHTUM. Geschichte der ethnographischen, geschichtlichen, kulturellen, geistigen und künstlerischen Verbundenheit Danzigs mit Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 58 Bildern und einer Karte. Westpreußischer Verlag A.-G., Danzig.

Die gründliche, wissenschaftlich einwandfreie und doch volkstümlich flüssige Darstellung des wichtigen Danziger Heimatproblems dürfte es verdienen, daß das Werk den breitesten Schichten des deutschen Volkes zugänglich gemacht wird.

HANS-GÜNTHER BRESSLER: FRÜHBRAND. Zwei-Säulen-Verlag, Limburg a. d. Lahn. 1932. Dieser Gedichtband ist in der Buchreihe „Die junge Generation“ erschienen. Es ist dem Verlage nicht genug zu danken, daß er die Jugend zu Worte kommen läßt.

HANS VON HÜLSEN: DER SIEBZIGJÄHRIGE GERHART HAUPTMANN. Umriß seiner Gestalt. Verlag Bote aus dem Riesengebirge, Hirschberg.

ALFRED NEUMANN: NARRENSPIEGEL. Roman. Propyläen-Verlag, Berlin.

In diesem reichgestalteten, geistreichen Roman sind die Hauptpersonen der schlesischen Geschichte entnommen: Herzog Heinrich von Liegnitz und sein Marschall Hans von Schweinichen. Die historischen Tatsachen sind durchaus richtig gesehen und fußen wohl im wesentlichen auf der Biographie Hans von Schweinichens. Es wird interessieren, daß auch Gustav Freytag in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit“ die gleichen Zusammenhänge behandelt. Aber auf diesem historischen Hintergrund erhebt sich ein großes dichterisches Gemälde, das die beiden Lebensgenossen in allen Abenteuern und Erlebnissen, auch der kuriossten, derbsten Art, lebendig und verständlich macht. A.

Im Verlage C. Bertelsmann, Gütersloh erschienen:

ALFRED WIEN: DAS ANTLITZ HINTER DER MASKE.

WILL VESPER: LUTHERS JUGENDJAHRE.

WILHELM LOBSIEN: GESA FRUDDENS WEG.

MIA MUNIER-WROBLEWSKA: DER BAUMEISTER ZU MÜHLBACH.

GUSTAV SCHRÖER: DIE SIEDLER VOM HEIDEBRINTZHOFE.

EMANUEL PIRSCH: HERZGESPINSTE.

GUST. SCHRÖER: UM MANNESEHRE. Roman.

Schlesisches Humortagebuch

Humor unterm Aktendeckel

Seit ein paar Jahren sitze ich als Amtsrichter in einer kleinen schlesischen Stadt.

In meiner amtsrichterlichen Schreibtischschublade habe ich ein kleines blaues, selbstgeheftetes Büchel liegen. Darein kommt alles, was mir aus dem gelben Aktenbock als amüsanter Strandgut herausgeschwemmt wird. Groß ist die Beute nicht, aber manches Stück ist verwendbar.

Hier zwei Proben:

Erledigt

Eines Tages schwirrt ein Schreiben an, ein ganz großer kariertes Briefbogen, von der ersten Seite oben bis zur letzten Seite unten in Miniaturschrift vollgeschrieben. Darin teilt Frau Gemüsehändler H. mit, daß ihr Pflegesohn, der achtzehnjährige Bürogehilfe Franz, am Sonnabend plötzlich verschwunden sei. Sie wendet sich dieserhalb verzweifelt an die „Obervormundschaft“ und bittet um Beistand. Folgt eine eingehende Schilderung seines Charakters, seiner Lebensweise und seiner Kleidung, durch SOS-Rufe immer wieder unterbrochen. Endlich — meine Augen brannten — bin ich die vier Seiten durch und will gerade überlegen, was man da tun könnte, da entdecke ich auf der letzten Seite oben, verkehrt geschrieben, eine Nachschrift. Und ich lese, diesmal in lapidarer Kürze: Erledigt! Eben ist Franz zur Tür herein.

Folter

Ein Abgebrannter, der verdächtig ist, das Feuer selbst angelegt zu haben, bekommt deshalb zunächst die Versicherungssumme nicht ausbezahlt. Er glaubt, das liege am Landjäger und am Amtsvorsteher, und schreibt in einer Beschwerde an das Gericht u. a.:

Ich stehe mit dem hiesigen Landjäger auf dem Kriegsfuß und zieht dieser mich mit dem Amtsvorsteher in die Länge. Dr. F. Poppe.

Seydlitz

Seydlitz, der bekannte Reitergeneral Friedrichs des Großen, war schon als Kornett mit seinem Pferd wie verwachsen. Er äußerte einmal als Adjutant des Königs, daß jeder Reiter ein Feigling sei, der sich mit seinem Pferd gefangennehmen ließe. Friedrich der Große hörte das kecke Wort etwas skeptisch an und nahm sich vor, dem jungen Kornett gelegentlich eine Lehre zu erteilen.

Als der König einmal die Festung Glogau besichtigte, befand sich Kornett Seydlitz wieder in seiner nächsten Umgebung. Friedrich ritt mit seinem gesamten Stabe über die Oderbrücke — mitten auf der Brücke machte er plötzlich halt, ließ auf beiden Seiten die Tore schließen und sagte zu dem Kornett: „Seydlitz, Sie sind mein Gefangener.“ Dieser stutzte und richtete sich im Sattel auf. „Noch nicht!“ rief er lachend, gab dem Pferd die Sporen und sprang mit mächtigem Satz über das

Geländer der Brücke in die Oder. Der Sprung gelang, Roß und Reiter erreichten wohlbehalten das Ufer. Der König war verblüfft über diese Tollkühnheit und ernannte Seydlitz sofort zum Rittmeister.

Aus der Schlesienschen Zeitung

Die kritischen Breslauer

Roda Roda, der bekannte Humorist, hat an den Anfang seines Buches „500 Schwänke“ eine launige Selbstbiographie gestellt, die mit den Worten schließt:

„Auf den Nobelpreis aspiriere ich nicht. Ich sehe ein, daß da mein Talent ein unüberwindliches Hindernis bildet. Aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, noch zu Lebzeiten in Breslau anerkannt zu werden; ein Schicksal, das bisher noch keinem Dichter beschieden war.“

Der Tambour und sein Weib

Man schreibt uns:

Ein verwitweter Bauer leidet unter einem Drachen von Wirtschaftlerin, den er sich durch eigene Schuld in seinem Anwesen eingenistet hat. Er klagt dem Arzt, der ihn besucht, sein Leid und sagt: „Herr Dukter, ich bin als Soldat Tambour gewesen, Musikke muß ma inn sich haben. Die Frau hot keene Musikke inn sich, mit der hal ichs nie mehr aus.“ M.

Ein „Stop“

Zwei Jungen sehen sich das neue Auto an, das sich der Landarzt angeschafft hat, und stehen sinnend am hinteren Kotflügel, an dem das Lichtschild „stop“ angebracht ist. Der eine sagt zum anderen: „Du, Karle, sieh ock, das is a Ford.“ — „Quatsch nicht, Fritze, das is a Stop.“ M.

A traut nie!

Der Gottschling Fleescher schielt a bissel. — Wenn a een'n ansieht, do denkt man, a sitt der-naber vorbei. Deßwegen muß ma vorsichtig sein, wenn a een'n nich ansieht. — A hotte gestern an neuen Gesellen eigestellt. — Der soahgs wull o, doß der Meester schielte, aber er woar doch der Meening, a sah 'n nie an, wenn an nie onsoahg. — Aber ganz sicher woar a o nie, doß an nie doch onsähn täte. — Im a Mittag rim wullten se mitnander an Uchsen wullten se schlachten. — Dar neue Geselle hieß Korle. — Korle sullte da Uchsen am Kuppe haln und Gottschling wullt 'n mit der Axt betäuben. — Korle hiel 'n o. — Aber wie der Meester mit der Axt aushullte, soahg Korle groade im Meester nuchamull eis Gesichte! — Do prüllt a: „Haaalt, Meester!“ — Gottschling ließ de Axt nuchamoll sinken und froagte: „Woas is 'n lus?“ — Do frug Korle: „Schlon Sie durthie, wu Sie hiesähn, Meester?“ — „Nu freilich, tummes Luder“, meente der Meester. Do soagte Korle: „Na do is gutt, Meester“, — und stellte sich flink uff die andre Seite vum Uchsen.

Ernst Thiemann, Bunzlau.

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemo-
kratische Tages-
zeitung des Ostens

ist das Blatt der
**Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

►
Anzeigen
haben stets Erfolg

Kunst

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesiſchen Kunstlebens betrachtet die Schlesiſche Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wissenschaft

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesiſchen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Humor

Kritiken in der Schlesiſchen Zeitung sind von jeher als besonders sachkundig u. tiefschürfend anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesiſche  **Zeitung**

Verlag Wilh. Goffl. Korn

Breslau 1 — 191. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,50

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,—
einschließl. der Wochenbeilage Schlesiſche Illustrierte Zeitung

Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des südostdeutschen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Szobrot

Verlag Oppeln, Eichendorffstr. 14

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-schle-si-schen Kultur- und Bildungsfragen beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-schlesier‘ vorübergehen.“

*



Neue Breslauer Zeitung

2. (113) Jahrgang

Neue Breslauer Morgen-Zeitung

**Das Blatt
von Tradition und Kultur**
im deutschen Südosten

*
Aufnahmefähiger finanzkräftiger Leserkreis

Nähere Auskünfte
und Insertions-Vorschläge bereitwilligst und kostenlos
durch die Werbe-Abteilung Breslau 1 Herrenstr. 29



